

UNGARN

**MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUUSTAUSCH**

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

**ANDREAS VON TASNÁDI NAGY ÜBER GRAF PAUL TELEKI
FRIEDRICH LIST IN UNGARN
UNGARN UND DAS OSTEUROPAISCHE KANALSYSTEM
WIENER MUSIKER IN SIEBENBÜRGEN**

**Neue ungarische Dichtung
Ungarisches Privatrecht
Minderheiteninstitut in Fünfkirchen
Schicksalsgemeinschaft der Tat
Ungarn, die Sportnation des Südostens**

**Gedichte von J. ERDÉLYI, GY. ILLYÉS, A. JÓZSEF und L. SZABÓ
Erzählung von J. NYÍRŐ
Kunstbeilage: Ungarische Photokunst in Japan**

Bücher- und Presseschau

**VERLAG DANUBIA
BUDAPEST – LEIPZIG**



UNGARN

MONATSCHRIFT
FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftleiter:

Oberstudienrat Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Administration:

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Dienstag bis Freitag Nachmittag 4-7.

Verlag für Ungarn:

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:

Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch—Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. d.,
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,
KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
STEFAN VON FÁY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.
ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

LUDWIG V. HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter.

SEKRETÄR:

ELEMÉR V. BUÓCZ, Ministerialreferent.

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag.

A. M. N. MÚZSÁR
HIRADÓSTÁLYA



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

GRAF PAUL TELEKI †

VON ANDREAS VON TASNÁDI NAGY

Sein tragisch-erschütternder Tod verkündet das wichtigste Gebot des Lebens, das Gebot der Treue zu uns selbst . . .

Graf Paul Teleki hat eine ausserordentliche Laufbahn durchgemessen. In jungen Jahren erwarb er die juristische Qualifikation und begann dann seine Tätigkeit in der Komitatsverwaltung. Alle Fähigkeiten standen ihm zu Gebote, um sich zu einem hervorragenden Fachmann im besten Sinne des Wortes zu entwickeln; später, namentlich als Leiter des Kriegsfürsorgeamtes fand er reichlich Gelegenheit, diese Fähigkeiten zur Geltung zu bringen. Indessen wiesen ihm seine Neigungen bald eine andere Richtung, die der Wissenschaft. Schon als Jurist oblag er geographischen Studien und bald trat er von seinem Stuhlrichterposten zurück, um sich ganz geographischen Forschungen zu widmen. Schon damals leistete er alles mit voller Kraft und vollem Einsatz: hervorragende Kenntnisse, selbständige Auffassung und vorzügliche Eignung zu origineller Forschungsarbeit waren die Wesenszüge schon des jungen Gelehrten. Er erhielt den Preis der Französischen Geographischen Gesellschaft und wurde zum Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gewählt; sein Name gewann Weltruf. Diesem Rufe verdankte er es, dass er in den zwanziger Jahren — ausschliesslich auf Grund seiner wissenschaftlichen Autorität — Mitglied der zur Entscheidung der sogenannten Mossulfrage eingesetzten Kommission wurde. Er war ein Gelehrter, für den die Wissenschaft nicht bloss eine mechanische Arbeit des Gehirns bedeutete, sondern hehrer Dienst war, der Herz und Seele durchdrang; hätte ihn die Politik der Wissenschaft nicht entrissen, so hätte der Dienst an ihr allein sein ganzes Leben mit reichem Gehalt erfüllt.

Es kam jedoch anders. Schon mit 26 Jahren wurde er als Vertreter des Wahlbezirkes Nagysomkút zum Abgeordneten gewählt; von dieser Zeit an diente er seinem Vaterlande — mit geringen Unterbrechungen — bis zu seinem Tode zunächst als Politiker und Staatsmann.

Als nach dem Zusammenbruch von 1918 und der Machtergreifung der Kommunisten die Vorkämpfer der Befreiung, die Retter des nationalen Lebens sich in Szeged versammelten, eilte er als einer der ersten in dieses Lager. Von Szeged nahm die Gegenrevolution ihren

Ausgang, deren aufbauender Geist auch ihm viel zu verdanken hat. Nach dem Siege dieser galt all seine Umsicht, Kraft und Mühe den schwierigen Vorbereitungsarbeiten zur Friedenskonferenz. Er war einer der Hauptdelegierten der nach Neuilly entsandten ungarischen Delegation; das von ihm mit tiefem Wissen, Weitblick und Sachkenntnis gesammelte Material, die vorzüglichen Karten dienten der Friedensdelegation als wertvollste Kampfmittel. Allerdings konnten diese die verstockten und gehässigen Schöpfer des Gewaltdiktates von ihrem vorausbestimmten Ziel nicht ablenken, dennoch blieben sie — selbst in der furchtbar feindseligen Atmosphäre — nicht völlig wirkungslos.

Nach dem schmachvollen Gewaltdiktat von Trianon wurde Paul Teleki mit der Bildung der Regierung betraut; kennzeichnend für sein Verantwortungsbewusstsein ist der Anklageantrag, den er gegen sich stellte, als er als Ministerpräsident gezwungen war, das Gewaltdiktat von Trianon der Nationalversammlung zur Ratifizierung zu unterbreiten, obwohl er zu dessen Abwehr in der Tat alles Menschenmögliche getan hatte. Nach seinem Rücktritt widmete er sich ganz der wissenschaftlichen Arbeit. Aber auch als Professor der volkswirtschaftlichen Fakultät, später der Technischen und Wirtschaftswissenschaftlichen Universität, blieb er stets von der grossen Aufgabe durchdrungen, der sein ganzes Leben galt: das Land wiederaufzurichten, seine verlorenen Rechte und seine territoriale Integrität zurückzugewinnen, das unabhängige nationale Dasein sicherzustellen. Im Mai 1938 übernahm er in der Regierung den Posten des Kultus- und Unterrichtsministers; im Herbst desselben Jahres führte er die ungarische Delegation bei den Verhandlungen in Komorn und Wien, die der Rückgliederung eines Teiles von Oberungarn vorangingen. Vor allem sein Verdienst war es, dass diese Verhandlungen für Ungarn erfolgreich verliefen.

Im Februar 1939 trat Paul Teleki zum zweitenmal an die Spitze der Regierung. Seelische Kräftigung, Erziehung zu wahrem, einsatzbereitem Ungartum, Opferwilligkeit und Verantwortungsbewusstsein — dies waren die Leitsätze seines Regierungsprogramms. Bald bot sich ihm Gelegenheit in der Wiederherstellung der Integrität des Landesgebietes einen gewaltigen Schritt zu tun: mit festem Entschluss führte er die Rückgliederung des Karpathenlandes durch, und rückte auf diese Weise die Landesgrenzen teils bis zu den Karpathen vor. Eine Riesenarbeit stand vor ihm. Tag für Tag traten neue und wieder neue Probleme an ihn heran, die durch ihn gelöst werden sollten. Dabei blieb er nach wie vor von dem höchsten Ziel erfüllt: die noch unter Fremdherrschaft stehenden Landesteile rückzugliedern, die innere Kraft und das zwischenstaatliche Ansehen des Landes zu festigen. Und wie-

der kam die geschichtliche Stunde. Sein Besuch in Rom, seine Verhandlungen in München und Wien brachten nach der Entscheidung des Führers und des Duce die teilweise Rückgliederung Siebenbürgens, die fast restlose Heimkehr des Széklerturns.

Mit liebevoller, unermüdlicher Hingabe nahm er die Regelung der Angelegenheiten dieses Landesteiles in Angriff. „Nichts über Euch ohne Euch!“ — sagte er den Siebenbürgern; auch an die Rumänen hatte er beruhigende Worte: „Nicht Vergeltung, sondern Vergebung wollen wir üben“. Sein Einsatz für das heimgekehrte Siebenbürgen kannte keine Grenzen; seine rastlose Tätigkeit bietet einen schlagenden Beweis gegen den wiederholt — zuweilen auch mit Recht — erhobenen Vorwurf über die Trägheit ungarischer Lebensart. In vollstem Sinne erfüllte er das Gebot der Schrift: „Arbeitet, solange es Tag ist, denn die Nacht bricht heran“.

Paul Teleki war ein Politiker und Staatsmann. Ein Politiker und Staatsmann freilich, der den kleinlichen Spielen der Politik und Öffentlichkeit, ihren persönlichen Fehden und Intrigen fremd gegenüberstand, ja diese aufs tiefste verachtete. Nie trachtete er nach Eigennutz und persönlichen Erfolgen, war aber glücklich, wenn andere für das Wohl der Nation Erfolge erzielt hatten. Nie strebte er nach Beifall und Lob, doch tat es ihm wohl, wenn er tief, männlich und ernst verstanden wurde. Auch er lobte nicht gern, fand aber als Anerkennung des guten Werkes stets einen warmen Blick und innigen Händedruck. Er war — wie Plutarch über Cato sagt — rauh und kalt gegen Schmeichler, noch trotziger aber gegen jene, die ihn einschüchtern wollten. Ein Menschenfreund im schönsten Sinne des Wortes, hing er mit besonders inniger Liebe an der Jugend, seinen Pfadfindern; er liebte es, zu helfen, zu belehren, zu trösten, aufzurichten, im geheimen Gutes zu wirken; dennoch — oder vielleicht eben darum — fühlte er sich oft vereinsamt, verwaist und fremd in dieser Welt. Nachsichtig und verständnisvoll gegen die Schwächen anderer, war er unerbittlich eigenen Fehlern und Irrungen gegenüber, obwohl ihm eigentlich nur der Fehler anhaftete, dass er nicht die Arbeit eines Einzelnen, sondern Mehrerer auf sich nahm und die Verantwortung auch für jene trug, die diese nicht tragen konnten oder wollten, dass er die Fackel seines Lebens Tag für Tag gierig verzehrte und sich vorzeitig für die Gemeinschaft zum Opfer brachte. Was er auf sich nahm, vollendete er mit vollem, ja mit tödlichem Ernst. Shakespeare sagt, die Überlegung mache den Menschen oft feig. Wie dem auch sei, bei Paul Teleki war dies nicht der Fall. Seine Entschlüsse wurden durch lange Erwägungen gestählt, sein sittlicher Mut ging aus dem inneren Ringen stets gestärkt hervor.

Viel und schwer rang er mit sich selbst, stets prüfte er sein Gewissen aufs strengste. Oft waren seine Entschlüsse die Frucht bitterer seelischer Leiden; all sein inneres Ringen, die schweren Gewissenskämpfe und selbstzerfleischende Qual aber galt immer seiner Nation. Er hätte es verdient, in seinen Seelenkämpfen durch Liebe, Treue und Dankbarkeit Stärkung zu erfahren. Statt dessen aber wurde seine von Sorgen durchfurchte Stirn oft noch durch die Dornen der Lieblosigkeit, Untreue und Undankbarkeit verletzt. Jede physische und seelische Kraft hat ihre Grenzen. Selbst der stärkste Pfeiler stürzt zusammen, wenn seine Widerstandskraft über das zulässige Mass hinaus in Anspruch genommen wird. Auch die durch Arbeit, Sorge, Verantwortung und seelische Kämpfe geprüfte Widerstandskraft Paul Telekis wurde erschöpft. Selbst im tiefsten Schmerz müssen wir begreifen, dass er in männlicher Demut dem Ruf des Todesengels folgte, als dieser nach einem langen, einsamen — gewiss in seelischer Pein und Ringen mit sich selbst verbrachten — Abend an dem Fenster seines stillen Zimmers klopfte.

Sein jäher Tod riss eine schmerzliche Lücke in das nationale Leben des Ungartums. Die Tragik seines Heimgangs verbindet sämtliche Ungarn in einem Gefühl. Seine Ehrlichkeit, Opferwilligkeit, Gewissenhaftigkeit, Selbstlosigkeit, sein tiefes Verantwortungsbewusstsein und glühendes Ungartum sollen uns und unseren Nachkommen ein unvergängliches Vorbild sein.

Hart ist der Weg des Ungartums; Leiden, Opfer, Blut und Tränen zeichnen ihn. Wieder scheint die Zeit der Opfer anzubrechen. Auch der Tod Paul Telekis gemahnt daran, dass das Ungartum nur dann sich selbst treu bleiben, nur dann als geachtete, freie Nation bestehen kann, wenn alle ihre Söhne in Kampf und Arbeit bereit sind — wenn es nottut — auch das grösste Opfer auf sich zu nehmen.

Gesegnet sei das Andenken Paul Telekis, des Mannes, dessen tragisches Hinscheiden seiner Nation die Lehre des opferwilligen Lebens schenkt.

NEUE UNGARISCHE DICHTUNG

— GEIST UND STIL* —

VON LORENZ SZABÓ

Ich versuche im folgenden die ästhetischen und psychologischen Grundlagen in der Entwicklungsgeschichte der ungarischen Nachkriegslyrik aufzudecken. Den Nachdruck erhält natürlich meine Generation, doch muss ich einleitend — wenigstens dem Namen nach — auch die Grossen der vorhergehenden Generation nennen, ja ich muss mich auf Persönlichkeiten berufen, die, obgleich Nichtlyriker, durch die Ausstrahlungen ihrer Werke in der geistigen Atmosphäre unserer Tage dennoch kraftvoll fortwirken. Werke dieser älteren Dichter kann der deutsche Leser mittels einiger Nachforschungen schlecht und recht kennenlernen oder sind sie ihm vielleicht schon bekannt; die Dichtung der Neueren ist jetzt noch nicht zugänglich, könnten doch die planlos verfassten und nur in geringer Zahl vorhandenen Übersetzungen geradezu irreführend sein.

Als ich im Jahre 1919 zu schreiben begann, stand unser modernes literarisches Leben fast restlos im Banne der Zeitschrift und des Schriftstellerkreises *Nyugat* („Der Westen“). Die Wirkung dieser Schriftsteller durchdrang oder berührte seit Jahren auch die Gesinnung der bürgerlichen Provinz, hauptsächlich, weil sich ein Teil des politischen Kampfes auf literarischem Gebiet abspielte und weil damals die als siegreich erachtete liberalradikale Weltanschauung die hervorragenden literarischen Vertreter hatte. Während des Weltkrieges besuchte ich, der Sohn des Lokomotivführers, die höheren Klassen des reformierten Gymnasiums in Debrecen und dachte natürlich mit ähnlicher Schwärmerei an die vielumstrittenen Budapester Meister, vor allem an Andreas *Ady* und Michael *Babits*, wie sich etwa ein damaliger junger deutscher Dichterkandidat teils der fieberhaften modernen Welt eines Richard *Dehmel*, teils — um mich noch einer annähernden Analogie zu bedienen — der hohen Kulturpoesie und den Idealen eines Stefan *George* zuwenden mochte. Ich bekundete für beide führende Persönlichkeiten der neuen ungarischen Dichtung die gleiche Empfäng-

* Vorgetragen in der *Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts* in Berlin, am 4. Juni 1939.

lichkeit; andere junge Poeten ergriffen heftig Partei für den einen oder für den anderen grossen Dichter. Im allgemeinen war *Adys* Erscheinung die berückendere, er war der augenscheinlich genialere Dichter, *Petőfis* würdiger Nachfolger, und seine Anziehungskraft wurde noch dadurch gesteigert, dass in ihm ein revolutionärer Dichter mit den Fragen der Liebe, des Geldes, Gottes, des Todes, der sozialen Gerechtigkeit und der brennendsten aktuellen Politik rang, der zugleich auch typischer Vertreter der ungarischen Rasse und des protestantischen, siebenbürgisch-ungarischen Herrenmenschentums war. Der katholische Babits, Hüter der reinen europäischen Geistigkeit, meisterhafter Formkünstler, dessen edler Ästhetizismus sich aber später, nach dem Kriege, viel humaner entwickelte, als jener von Stefan George, zeigte keine so offensichtlichen ungarischen Bezüge, wie *Ady*; ein Führer war aber unzweifelhaft auch er. Nach dem Urteil der literarisch interessierten Kreise standen ihm *Desider Kosztolányi* nahe, den man nicht eben zutreffend einen impressionistischen Dichter von der Art *Rilke's*, und *Árpád Tóth*, den man manchmal den ungarischen *Keats* zu nennen pflegt.

Dieser „Kulturlinie“ des Nyugat-Kreises — besser gesagt: des Kreises um *Ady* — standen zwei, gleichfalls der Zeitschrift *Nyugat* angehörende Prosaschriftsteller gegenüber. Der eine ist *Siegmond Móricz*, der geniale Romanschriftsteller, eine kraftvolle, urwüchsige, volkshafte Persönlichkeit, Vertreter des Landes und des Bauerntums, der wenig oder überhaupt nicht politisierte, durch seine realistisch-naturalistischen Lebensdarstellungen aber gleichfalls revolutionär wirkte; der andere, *Desider Szabó*, ein sehr begabter, etwas formloser Romanschriftsteller, gefürchteter Pamfletist und Stilromantiker, eruptiver Politiker, der ewige Stürmer und Dränger. Gleichsam eine Brücke zwischen den „Kulturmodernen“ und den „Volkhaft-Magyarischen“ erblickten viele in der halb ästhetischen, halb stark ungarisch-ländliche Stimmungen spiegelnden, mild sehnsuchtsvollen, immer mehr pessimistischen Dichtung von *Gyula Juhász*. Die Bezeichnung „volkhaft-magyarisch“ und „Kulturdichter“ darf hier freilich nicht allzu streng genommen werden: hat doch der für Paris schwärmende *Ady* sich stark von der französischen dekadenten und symbolistischen Dichtung anregen lassen und der demonstrativ-verzweifelt magyarisch-volkhafte *Desider Szabó* eine ganze Reihe von Essays geschrieben, die französische Themen zum Gegenstand hatten.

Das konservative Ungartum konnte diesen Dichtern des Nyugat keinen würdigen Gegner gegenüberstellen. Der nicht einheitliche Nyugat-Kreis wurde durch den gemeinsam geführten politischen und

ästhetischen Freiheitskampf leidlich zusammengehalten, durch die gemeinsam erlittenen Angriffe aber noch fester zusammengeschmiedet. Erst heute beginnt das ungarische geistige Leben den grossen Fehler gutzumachen, dass die offizielle Reaktion über die besten Dichter, — obgleich sie reinmagyarisch waren — ihre Weltanschauung und ihren literarischen Wert den Bann verhängte, sie verbitterte und dadurch zum Teil in das Lager des verständnisvollen Judentums drängte. Trotz der amtlichen Ablehnung hatten diese Dichter dennoch einen bedeutsamen Anteil an der weltanschaulich-ästhetischen Erziehung des Bürgertums. Dieser Anteil wurde während der Revolution durch den liberal-radikalen gebildeten Mittelstand und die marxistischen Führer der Arbeiterschaft noch erhöht, indem diese die internationalen, pazifistischen und sozialistischen Züge in der bürgerlichen Gedankenwelt jener Dichter stark betonten und bestrebt waren, über die nationalen, ja ausgesprochen rassischen Offenbarungen durch Umdeutungen oder gar durch Schweigen hinwegzugleiten. In dieser Zeit zog die öffentliche Meinung als Anhänger gewisser allgemein-menschlicher Rechte und Forderungen selbst jene modernen Dichter in den Bereich der Revolution ein, die ich früher als reine Kulturdichter bezeichnete und die durch ihr Temperament oder durch ihren ästhetischen Geschmack fast zu konservativen Dichtern erzogen wurden.

Dieses vielfältige, an sich sehr wertvolle, aber in seinem Widerhall etwas wirre und unaufrichtige geistige Leben wirkte auch nach der Revolution und Gegenrevolution lebendig, reich und verwirrend fort. Von Babits und den Formkünstlern strahlte die wirksame Suggestion einer vornehmen, immer humanen Dichtung aus; von Ady — zu dem wir in dieser Hinsicht stets auch die vorher erwähnten zwei Prosaschriftsteller hinzudenken müssen — erging, als gebietendes Vermächtnis, die Forderung einer bäuerlich-sozialistischen neuen ungarischen Welt. Was Ady betrifft, so war sein Vermächtnis schon zur Zeit, als wir Jungen uns auf den Weg machten, tatsächlich nur mehr geistig, denn dieses aus tausend Gegensätzen zusammengesetzte Dichtergenie — in Stil und Weltanschauung neu, wild und zügellos, Philosemit und Antisemit zugleich — starb unmittelbar vor der Machtübernahme durch die Kommunisten. Seine letzte, in schwerer Krankheit gestammelte politische Erklärung, die Antwort, die er der ihn begrüssenden Abordnung der Károlyi-Regierung gab: „Das ist nicht meine Revolution“, wird viel zitiert und auch vielfach gedeutet. Ich selbst konnte Ady nicht mehr mit leiblichen Augen sehen. Am nächsten stand ich ihm in der Stunde, als ich mich bei der grossen offiziellen Begräbnisfeier in der Vorhalle des Nationalmuseums über seine Bahre beugte.

Die Gegenrevolution von 1919 gab der echten Dichtung im wesentlichen keine neuen Anregungen. Dem nationalen Gefühl mangelte es an sozialer Einsicht. Der politische Umschwung brachte zunächst nur dem patriotischen Dilettantismus eine nicht ernst zu nehmende Konjunktur. Die Vorzeichen einer nationalen Wiedergeburt zeigten sich allmählich nur auf dem Gebiet der Kritik, als sich dem verpönten Nyugat eine Gegenzeitschrift *Napkelet* („Der Osten“) entgegenstellte, die von hoher geistiger Haltung und zugleich betont ungarisch war. *Napkelet* brachte wohl keine neuen wahren dichterischen Kräfte, trug aber mit seinem moderneren, aufnahmefähigen Geiste vielfach dazu bei, dass die Gegensätze zwischen den ungarischen Werten des Nyugat und der nationalen öffentlichen Meinung nach und nach schwanden. Die verständnisvolle Versöhnung zwischen Ungartum und seinen Dichtern, die ihrer Zeit vorauseilten, war dringende Notwendigkeit. Die Gegenrevolution wurde nämlich von den besten Dichtern einfach als Reaktion betrachtet; damit soll freilich nicht gesagt werden, dass alle, die so dachten, in der Tat auch zu den besten oder nur zu den guten Dichtern gehörten. Die Dichter aber konnten auch keiner anderen Meinung sein: hatte doch anfangs die gegenrevolutionäre Jugend — lange Jahre hindurch — Ady in Bausch und Bogen verworfen, jenen Ady, den heute, zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode, die gleichen nationalistischen und rechtsradikalen Nachfahren derselben Jugendorganisation und mit ihnen jede politische Partei, die Sozialdemokraten ebenso wie die Pfeilkreuzler als ihren grössten geistigen Führer feiern. In der gegenrevolutionären Zeit aber, von der ich jetzt spreche, galt der tote Ady noch als exkommuniziert und der grösste Teil der anderen guten Dichter war oppositionell eingestellt. Oppositionell — im Sinne der Vorkriegszeit. Ich glaube, dass auch wir, die damaligen Jungen, ausnahmslos so gesinnt waren. Kein Wunder: die Wirkung der marxistischen Erziehung war in uns noch zu stark, unser Wirklichkeitssinn und unsere Erfahrung noch zu gering und vor allem die soziale Gegenwart viel zu öde. Diese literarische Opposition gab sich nicht in einer besonderen Angriffslust kund, war doch auch der Zusammensturz des Kommunismus in Ungarn eine grosse Lehre; ausserdem wirkten die furchtbaren Verluste, die das Ungartum erlitten hatte, auf uns alle lähmend, Verluste, die — wahrscheinlich einiger Begleiterscheinungen wegen — die echten Dichter erst nach Jahren das oft missbrauchte Wort „mein Vaterland“ niederschreiben lehrten. Solange dies nicht eintraf, hüllte sich der Gemeinschaftswille, die Gemeinschaftssehnsucht in Abstraktionen, in national farblose, allgemeinemenschliche, sozialistische Ideologien, in eine symbolistische Aus-

drucksweise, bzw. einen Neukatholizismus; ein anderer, weit grösserer Teil der Lyrik aber wurde wieder persönlich, im wesentlichen die gefühlsmässige und geistige Analyse des Privatlebens.

Zu dieser Zeit waren wir, die heutigen Vierzigjährigen, gleichfalls schon literarisch tätig. Die Zeitschrift *Nyugat* öffnete uns ihre Pforten. Diese Zeitschrift mit ihrer revolutionären Vergangenheit strebte in der langen Zeitspanne der politischen Windstille ihre Bedeutung durch das Festhalten an dem inneren Niveau zu bewahren, und entwickelte sich schliesslich in der Richtung eines ästhetischen Eklektizismus weiter; sie wird gegenwärtig von Babits, dem Dichter, geleitet, der seit Jahren auch Kurator einer grossen literarischen Stiftung ist.

Am stärksten noch bewahrte die unausgeglichene ästhetische Umsturzgesinnung und mit ihr die linksradikalen Sympathien des *Nyugat* jene Gruppe der extremen Freiversdichter, die ihre Werke zum Teil aus der Wiener, Berliner, Pariser Emigration in die Heimat gelangen liess und noch immer mit staunenswerter Ausdauer den neuen und neuesten Futurismen huldigte. Die Vorläufer dieser Aktivisten, Kubisten und Dadaisten tauchten in den letzten Kriegsjahren auf: sie sammelten sich um die Zeitschrift *A Tett* („Die Tat“), später um die Monatsschrift *Ma* („Heute“); ihr Führer war Ludwig *Kassák*, der heute regelrechte naturalistische Arbeiterromane und idyllisch-kosmische Gedichte in Prosa schreibt, mit Nachklängen seiner alten Stilabsonderlichkeiten und einer leisen linksgerichteten ideologischen Verschleierung. Diese vielgenannten Modernisten hatten in theoretischer Hinsicht nicht so Unrecht. Einerseits bildeten sie ein Gegengewicht zum übertriebenen Ästhetizismus, andererseits zum angriffsbereiten spiessbürgerlichen Traditionalismus. Ihr politischer und literarischer Terror wurde freilich selbst während des Kommunismus nicht ernst genommen. In den ersten fünf bis zehn Jahren nach dem Kriegsende vertraten sie, trotz ihrem totalistischen Programm, die sehr papierne Abstraktion, Künstelei und Lebensfremdheit. Sie hatten zweifellos Verdienste in den Bestrebungen um die Belebung des Stils und die Bündigkeit der Sprache, ihr Verhängnis aber wurde, dass sie nichts anderes waren, als bloss Stil-erneuerer und Spiessbürgerschrecken. Sie versanken in der gähnenden Teilnahmslosigkeit. Um die Mitte der zwanziger Jahre wiesen einige begabte junge Dichter gleichfalls expressionistische Einflüsse auf, entwickelten sich jedoch bald selbständig und gehörten eigentlich nie diesem extremen Kreise an.

Ein grosser Teil der *Nyugat*-Dichter überlebte Ady, den Führer um vieles, und hat seine Persönlichkeit erst nach dem Kriege vollentfaltet und seinem Werke die Krone aufgesetzt. Parallel mit ihnen

gelangten die Jungen immer mehr in den Vordergrund. Die Dichtung erneuert sich, häutet sich überall, wie das Jahr, wie die Natur, und da in jeder Epoche und jedem Menschen das Ewigmenschliche das Zeitgebundene überwiegt, musste sich in den Jungen zunächst das Ewigmenschliche erneuern. Nun aber waren die Väter nicht so beschaffen, dass ihre Söhne eine Revolution gegen sie hätten beginnen können oder müssen. Sie erneuerten und häuteten sich mit der Jugend. Jene akademisch-konservative Dichtung, der sie einst schon durch ihr blosses Dasein gegenüberstanden, hatte die einfache Sprache und die einfachen Formen entwertet. Die Generation Ady-Babits hat daher in künstlerischer Hinsicht vieles erneuert, der dichterischen Sprache Farbe verliehen; sie hatte die Form teils gelockert, teils gestrafft, den Gebrauch der Bilder und Assoziationen in ungeahnter Weise kühner gestaltet und den Themenkreis bedeutend erweitert. Das expressionistische Zwischenspiel nach ihnen, von dem ich soeben sprach, suchte die weitere Entwicklung in der Überbietung dieser Dichter. Und doch wies die Entwicklung in eine ganz andere Richtung, in eine, die Theorie und bewusste Absicht allein nie hätten finden können, falls sie sich nicht zunächst in der Praxis bewährt hätte. Im Laufe der Jahre hat allmählich jeder neue Dichter den richtigen Weg gefunden; ein Bauernsprössling betrat ihn gleich ohne Wanken. Die anderen gelangten nach längerer oder kürzerer Gärung gleichfalls zur Unmittelbarkeit, zum einfachen menschlichen Ton, der freilich immerhin unendlich viele individuelle Abwandlungen hat. So gibt es heute nach den vielen „Ismen“ im jungen Ungarn selbständige Dichterpersönlichkeiten, von denen die Besten alle ein wenig miteinander verwandt sind, aber keinem gemeinsamen Dichterkreis angehören. Ihre schlichte Kunst ist im wesentlichen eine Reaktion auf die Ästhetik des Nyugat, eine Ablenkung von seinen artistischen Neuerungen, seinen modernen Auswüchsen oder Überfeinerungen. Nach meinem Urteil hat sich ein neuer nationaler Klassizismus entwickelt. Die Vereinfachung der Form- und Sprachbehandlung der jungen Dichter wirkte schon längst auf die Väter zurück; so auf den 1928 gestorbenen Árpád Tóth, auf den vor 5 Jahren verbliebenen Desider Kosztolányi und auch auf die Dichtung von Babits, den ich als meinen ersten Meister betrachte und in dem diesen Wechsel wohl auch die Jahre hervorgebracht haben mögen. So waren demnach keine wirklichen Gegensätze zwischen ihnen vorhanden und es mag nicht so sehr ästhetischer, als mehr weltanschaulicher und persönlicher Gründe wegen geschehen sein, dass sich die Beziehungen zwischen einem Teil der Jungen und dem liberal-humanistischen Nyugat immer mehr lockerten. Kampfbereites Gegen-

überstehen zwischen Jungen und Alten kam seit zehn Jahren nur vereinzelt vor und war keineswegs wirklich ernst zu nehmen.

Es würde zu weit führen, wenn ich den Weg der Entwicklung von Jahr zu Jahr verfolgen wollte; es wird genügen, wenn ich auf das Ergebnis hinweise. Die führenden jungen Dichter — alle einige Jahre über oder unter vierzig — sind, bei aller Wahrung ihrer Persönlichkeit, seit 1930 im Grunde dennoch Brüder in der künstlerischen Behandlung des höchsten Stoffes der Dichtkunst, der Sprache. Die Ablehnung der Manier, der Abscheu vor dem Kitsch ist so stark und entspringt so sehr ihrem Innern, dass der extreme Ady, den die neue Generation aus der Perspektive von zwanzig Jahren nun schon mit viel Kritik betrachtet, trotz seiner zweifellos bedeutenden literarischen Wirkung unter den besten Dichtern in Ungarn eigentlich keine Schule gemacht hat.

Ich versuche nun das Ergebnis der langen Entwicklung zusammenzufassen und die neueste ungarische Dichtung in ihren Hauptzügen zu kennzeichnen. Das allgemeine Bestreben ist: Harmonie, Ordnung, Klarheit. Die Stimmung ist grösstenteils ernst, ja sogar pessimistisch. Man verachtet Sentimentalität und Impressionismus, dagegen schätzt und wertet man das Traum- und Märchenhafte. Demgemäss ist der Stil einfach, fast sachlich, strebt nach Genauigkeit, ist oft intellektuell, ja etwas nüchtern und bei aller Wärme dem Rhetorischen gegenüber meist ablehnend. Der Themenkreis sind die Ereignisse des Alltags, die Landschaft, die Umwelt, das Ringen des Menschen und besonders des ungarischen Menschen in Natur und Gesellschaft — all das, was zwischen städtischem und ländlichem Idyll und gewaltigen Ausbrüchen der Leidenschaft Raum hat. Religiöse Fragen treten mehr nur bei den Neukatholiken, Gott und Fragen der Metaphysik nur auf der Kulturlinie hervor. Was die Komposition betrifft, so herrschen die geschlossenen Formen. Formkunst an sich ist im allgemeinen selten. Es gibt viel Gedichte von ungarischem Urrhythmus, viel Liedmässiges und viel episch-lyrische Autobiographik. Die Behandlung des Reimes ist, im Vergleich mit den Vorgängern, durchweg nachlässiger geworden, der Reim verbirgt sich. Die sogenannten dichterischen Freiheiten sind verpönt. In ideologischer Hinsicht dringt das magyarische Volksbewusstsein stark hervor. Oft wird auf die ungarische Dichtung auch der entfernteren Vergangenheit zurückgegriffen. Auffallend wenig Beziehungen zeigen sich zur deutschen Dichtung, viele zur französischen. Dichter der besetzten Gebiete stehen mit den umgebenden Völkern in regem Kulturaustausch, der sich vor allem in einer reichen Übersetzungsliteratur bekundet.

Eine besondere Farbe zeigen in der neuen Dichtung die aus dem Volk hervorgegangenen Dichter. Voran steht jener Bauernsohn, der — wie bereits erwähnt — überhaupt als erster von den Jungen zur Einfachheit gereift ist und der, seiner Eigenart und seinen Lebensumständen entsprechend, die volksliedmässigen Formen, die volkstümliche Sprache und den Märchentön brachte und aus Volksliedreminiszenzen weiterbaute. Das Volkstümliche hat in Ungarn eine hundertjährige Tradition; allmählich sank es zur Leierkastenmelodie der „Kunstvolksdichter“ und des abgedroschenen Dilettantismus herab. Dies war die Ursache, dass der neue naive Dichter, gerade wegen seiner einfachen ungarischen Melodie, vielfach fremdartig wirkte. Die thematisch verwickeltere Schlichtheit und der allgemein-menschliche Ton anderer junger Dichter wurde bereits hoch gewertet, als schliesslich der „feinschmeckerischere“ Teil des Publikums gleichfalls erkannte, dass die Dichtung dieses Bauernjungen nicht das gewohnte Petöfi-Epigonentum, ja nicht einmal ein neuer raffiniert-primitiver Stilversuch sei. Andere dagegen stellten sich ihm von Anfang an zur Seite und fanden einen gewissen Parallelismus zwischen seiner Dichtung und der volkhafte verwurzelten modernen Musik von *Kodály* und *Bartók*.

Der neue Dichter hiess *Josef Erdélyi*. Um ihn bildete sich eine sogenannte volkhafte Gruppe, in Gedichten für die Kraft und Wahrheit jenes Geistes Zeugenschaft ablegend, den zu der Väter Zeiten die Prosaiker *Móricz* und *Desider Szabó*, wie auch ein Teil von *Ady's* Programm vertreten haben. Die befruchtende Kraft dieser ungarisch-volkhaften Richtung wuchs nach dem Kriege ständig; in der jungen Prosa, in Romanen und Novellen, ja selbst im Drama erstanden ihr ausgezeichnete Vertreter; in den letzten Jahren aber, seitdem die Geschichte wirksam am Werk ist, das Los der ungarischen Bauernmassen zum Besseren zu wenden, erblickt die öffentliche Meinung in den volkhafte Dichtern fast die politischen Vorkämpfer unseres Bauerntums. Soviel ist gewiss, dass die neuesten ungarischen Dichter im allgemeinen mehr von unten her kommen, als ihre Vorgänger und uns vom Menschen der tieferen Gesellschaftsschicht Kunde bringen. Rechnen wir zu den volkhafte Dichtern auch jene jüngeren Kräfte, die in volkhafte Romanen und in dem soziographischen Schrifttum für die Bodenreform und die Rettung des ungarischen Bauerntums das Wort ergreifen, so muss ich diesen locker verbundenen geistigen Kreis als die kennzeichnendste Gruppe im heutigen geistigen Ungarn bezeichnen. Unsere literarische Gegenwart ist bunt belebt von der Schar stiefeltragender oder städtisch gekleideter Prosaschriftsteller, bäuer-

licher Publizisten, von Dichtern jeden Ranges, von Agitatoren und urtümlich-bodenständigen Talenten; natürlich gibt es unter ihnen auch reichlich viel Mitläufer.

Beachtenswert ist, dass diese Träger des volkhaften Geistes in politischen Belangen durchaus nicht einheitlich sind. Radikal sind sie allerdings alle, doch methodische, kulturelle, aussenpolitische, persönliche und andere Fragen konnten selbst noch vor kurzer Zeit Spannungen zwischen ihnen hervorbringen, dass sie den Anschein erweckten, als ob eine altmodische rechts- und linksgerichtete Opposition um gemeinsame Agrarziele miteinander, und zugleich etwas wichtigerisch, mit irgend etwas wolkenweit entferntem, mit der Regierungsmacht kämpfen würde. Die Sympathien der Gesellschaft sind geteilt; ein Teil des Mittelstandes, besonders das Judentum, behandelt Erdélyi kühl, ja feindlich, namentlich seitdem der Dichter eine antisemitisch gedeutete Ballade herausgab und einen seiner neueren Gedichtbände durch eine rechtsradikale Partei veröffentlichen liess. Ein kleinerer Teil der Gesellschaft veranstaltet dagegen für die Bauerdichter zeitweise wirkungslose Sympathiekundgebungen. Die volkhaften Dichter befinden sich somit eigentlich in einer ungünstigen Lage; bei uns kann ein Dichter, der keinen bürgerlichen Beruf hat, nur dann seinen Unterhalt sichern, wenn er in den Augen der tatsächlich wirksamen wirtschaftlichen Schichten als liberal oder mindestens als farblos erscheint; die volkhaften Dichter aber haben weder eine ernst zu nehmende Presse, noch Verleger, noch gesellschaftlichen Rückhalt. Meiner Ansicht nach betreiben sie keine wirkliche Politik, ihr dichterischer Kampf ist in erster Linie eine menschliche, höchstens ideologische Kundgebung.

Erdélyi selbst kam aus Siebenbürgen, war im Weltkrieg Offizier einer Sturmtruppe, dann moderner Wanderbursch der Landstrassen gewesen. Er ist ausserordentlich reizbar und von aufbrausendem, nervös-undiszipliniertem Temperament, bitterer Realist und romantischer Träumer, lauter Affekt, fanatisch-flammender Überschwang und feenhaft-naive Idylle zugleich. Das Beste seiner schlichten und sinnfälligen autobiographischen, mit epischen Fäden durchwobenen Lyrik besteht aus unübersetzbar würzigen, konzisgefassten, schimmernd klaren kleineren Meisterwerken. Er ist ein scharfer, fanatischer, starsinniger Intellekt, wohl kein Führer seiner Dichterkameraden, aber der Beste und Älteste der volkhaften Gruppe.

Ich habe über die volkhafte Richtung ausführlicher gesprochen, da ich fühle, dass in der Dichtung einer fremden Nation den ausländischen Leser zunächst zweierlei Dichter interessieren können: solche,

die denen seines Volkes ähnlich sind und solche, die sich von ihnen unterscheiden. Es ist unleugbar, dass bei uns die volkhafte Richtung zugleich die ungarischeste ist. Was mich betrifft, so fühle ich eine gewisse Sehnsucht nach ihrer menschlichen und nationalen Sendung. Andererseits wieder fühle ich mich ihnen nicht fremd, denn so sehr mir auch das Erlebnis des Bauernlebens mangelt, ebenso verbindet mich mit ihnen — meinem Empfinden nach — der einfache dichterische Ausdruck. Denn auch der volkhafte Erdélyi ist oft vollkommener Kulturdichter: seine vollblütige und dabei feine Kunst würde selbst der Ästhetik *Goethe's* und dem besten europäischen Niveau entsprechen. Und wenn wir den bäuerlichen Themenkreis als ausschlaggebend-unterscheidenden Faktor ansehen, so weiss ich nicht, was wir mit der Hälfte der Dichtungen eines anderen grossen modernen ungarischen Dichters beginnen sollen, mit der Dichtung des Gyula *Illyés*, der gleichfalls aus dem einfachen Volk hervorging.

Auch Gyula *Illyés* ist der Sohn eines Kleinhäuslers. Er hat die traurigen Erinnerungen seiner Kindheit als Jüngling in düster-kraftvollen, schweren lyrischen und epischen Gedichten und Gedichtzyklen aufleben lassen, die von Familienerinnerungen, persönlichen Erfahrungen, vom Schicksal der Scholle und des landwirtschaftlichen Gesindes, von der messianischen Sehnsucht nach einer Veränderung erfüllt sind und sich mit einer hohen, auf französische Geistigkeit gegründeten Kultur kreuzen. Mit seinem disziplinierten, in jeder Richtung gebildeten Intellekt vermag er auf der weltanschaulichen Ebene literarisch-sozial oft viel realer und zielbewusster zu werben, als die nur volkhafte Dichter. Seine Sympathie gilt mit tiefer und fast schon rassistischer Sorge der Sache der ungarischen Arbeiterschaft und des Bauerntums; daher wurde auch er von gewisser Seite viel angegriffen. Indessen zeigt seine Wirksamkeit zu Gunsten der alten Ideologien doch eine gewisse Gebundenheit des Gewissens den neuen Formen des Sozialismus, vielleicht auch Personen oder Begleiterscheinungen gegenüber. Er begann als Dichter unter modernen Pariser Einflüssen, lebte er doch lange in der französischen Hauptstadt; dann ergriff ihn die ungarische geschichtliche und dichterische Vergangenheit. Heute erklingt in seinen Werken die ganze Tonleiter der Form und des Inhalts von den Dingen des Menschen und der Gesellschaft, kraftvoll und rein, oft mit hartem, trockenem, drastischem Spott, zuweilen von leisen surrealistischen oder auch unterbewussten Schwingungen begleitet. In einer Art erregender selbstbiographischer Prosawerke, in vorzüglichen Essays zeigte er die Wunden des Pusztavolkes und die Kämpfe der ungarischen Geschichte, des ungarischen Intellekts und Gewissens auf.

Diese Prosawerke hatten im ganzen Lande einen durchschlagenden Erfolg und bezeugen ebenso, wie die gute Hälfte der Gedichte von Illyés, dass die volkstümliche Thematik die ewigen Merkmale höchster Kulturdichtung keineswegs ausschliesst.

Illyés ist der Dichter des reinen Geistes und der schweren Scholle, Volks- und Kulturdichter zugleich. In der Richtung der rein intellektuellen Gestaltungen entwickelte sich ein dritter, gleichfalls sehr bedeutender neuer ungarischer Dichter, Attila József. Er war Sohn einer Wäscherin. Nervöse Verworrenheit, greller Naturalismus und eine launenhaft-hypermoderne Traumwelt, kindische Virtuositäten und Keckheit, heldenhaftes Sehnen und Drang nach Logik und persönlicher Klärung: das ist der Dichter Attila József. Sein Sozialismus ist im wesentlichen schon eine grosstädtische Proletarierideologie. Die trotzig Persönlichkeit drängte ihn völlig in die Opposition zur äusseren ungarischen Wirklichkeit, und durch seine bedauerliche Lebensuntüchtigkeit war er auf die Unterstützung liberaler Kreise und ihrer Verbündeten angewiesen. Welche Sehnsucht nach einem harmonischen Dasein in ihm lebte, dafür gibt sein verzweifertes Geständnis, das er einige Tage vor seinem Tode u. a. auch mir ablegte, einen schmerzlichen Beweis. Eine unheilbare Seelenkrankheit, unerträgliche Angstzustände und schliesslich der Wahnsinn machten seinem Leben ein frühes Ende: vor zwei Jahren warf er sich auf einer Provinzstation vor den Schnellzug und starb. Seine gesammelten Gedichte ernteten dann auf einmal grossen Erfolg, und um den jungen verstorbenen Dichter wiederholte sich — allerdings in kleinerem Masse — der alte müssige Zank zwischen bürgerlich-sozialistischen und bis dahin gleichgültigen nationalistischen Kreisen: Wem gehörte er an? Wem er angehörte, kann nicht zweifelhaft sein, seine schönsten Gedichte sind unbedingt Schätze der ungarischen Lyrik.

Und nun muss ich ganz subjektiv werden: wir sind zu einem Punkte gelangt, wo ich mit der eingehenderen Darstellung unserer Nachkriegslyrik aufhören muss. Über Illyés und József sprechend, sind wir teils schon auf der Linie der neuen Kulturdichtung fortgeschritten. Hier irgendwo wäre offenbar auch mein Platz. Es versteht sich, dass ich darauf verzichte, von mir selbst zu sprechen; die Nennung der übrigen Dichter aber unterlasse ich nur notgedrungen. Die weitere Aufzählung von Einzelheiten würde den Rahmen eines Vortrags sprengen, ausserdem würde die Tatsache, dass ich noch ein Dutzend Dichter nenne, den Ausländer auf nebelhaft-verschwommenes Gebiet führen. Ich muss mich mit der Andeutung begnügen, dass in der ungarischen Dichtung noch eine stattliche Schar meiner Dichter-

genossen tätig ist. Die Erwartung, die sich an ihre Arbeiten und an ihre weitere Entwicklung knüpft, stellt mehr als einen von diesen Dichtern in die Nähe der ersten Linie, ja verheisst ihnen sogar die Möglichkeit einer Führerrolle in der Zukunft. Die Schar ist gross und mannigfaltig: für ihre innere Tendenz halte ich — wenn es auch einige Ausnahmen gibt — im grossen und ganzen jene allgemeine Charakteristik für gültig, die ich vor der Behandlung der volkhafteu, und der drei besonders gewürdigten Dichter zusammenfassend von der Dichtung der letzten zehn Jahre gab.

In den letzten Jahren wurde die durch entscheidende Probleme des ungarischen Lebens erzeugte Spannung fast unerträglich. Die Gärung der Seelen kommt auch in Schrifttum und Dichtung zu qualvollem Ausdruck. Scharfe Aktionen und Reaktionen haben begreifliche, unvermeidbare, augenblicklich keineswegs erfreuliche Symptome gezeitigt: Übertreibungen und Tarnungen, Terror und Boykott, die oft unsichtbar, doch immer wirksam sind. Überdies wird die Lage dadurch erschwert, dass bei uns die Dinge viel verwickelter sind, als anderswo. Wohl ermutigen die neuesten nationalen Errungenschaften, doch sind sie nicht bedeutend genug, um die Seelen zu befreien und den nötigen Glauben zu verleihen, ohne den der kritische Blick des Schriftstellers sich von gewissen Befürchtungen nicht befreien kann. Manche Wunden werden nur durch die Zeit geheilt. Viel ehrliches Schwanken, unklare Programme, verstimmende Unerfahrenheit: all das kann nur durch das weitere Leben gestaltet, zu fruchtbarer und kraftvoller Arbeit geläutert werden. Selbst das ist mir unklar, ob wir uns schon auf dem Höhepunkt der Spannung befinden. All dies umgibt unser literarisches Leben als „quälende Unorientiertheit“, und diese krisenhafte Atmosphäre haftet der Wirklichkeit als organischer Bestandteil an. Es wäre ein Wahn, wenn ich behaupten wollte, dass selbst ich von Zweifeln frei sei, wie immer ich auch jetzt bestrebt bin ausschliesslich Symptome und Erscheinungen zu kennzeichnen.

Den notwendigen grossen Glauben muss das Leben in den Dichtern spontan auslösen, ohne diesen Glauben ist es ein Gewissensgebot mit dem endgültigen Urteil zu warten. Doch habe ich unbedingtes Vertrauen, dass die erstarkte Gesellschaft in den Jungen der Zukunft die glückliche und kräftige Verschmelzung des wahren Ungartums und der ewigen Menschheitskultur schaffen wird. Das ungarische Volk bemüht sich heute mit riesiger Anstrengung um seine nationale Auferstehung und selbst das entmutigt mich nicht, wenn es vorübergehend von den Sorgen und dem Ringen der physischen Kräfte übermässig in Anspruch genommen wird. Die Seele, der Geist, das Bewusstsein

erzeugen früher oder später stets ihre höhere Sehnsucht und zugleich die Erfüllung.

Eigentlich steht es um jedes Volk so. Die stille magische Seelenchemie der echten Dichter lehrt die grossen Massen der Menschheit empfinden, erwägen, sich zu verfeinern und zu veredeln. Es schwebt mir wahrlich nicht die Idee einer wirklichkeitsfeindlichen und verlogenen Kunst vor, wenn ich auf den Wert einer feinen und edlen dichterischen Kultur hinweise. Es ist eine alte Lehre, dass der Mensch den ersten Gegenstand der Dichtung bildet. Der Mensch in jeder Beziehung. Der Mensch in der Natur und in der Gesellschaft. Der Mensch, die Persönlichkeit ist immer beachtenswert und wichtig. Zur Gemeinschaft aber können wir auch nur durch das Persönliche gelangen. Wir sind wie das Gras auf der Wiese, wie die Ähre auf dem Acker, kämpfen, wachsen und reifen vereinzelt, fühlen vereinzelt unsere Freiheit und Gebundenheit, den Regen, den Sonnenschein, vielleicht auch den Präriebrand. Zugleich aber sind wir in Uniform: in der Uniform der Gräser, der Ähren und Menschen. Gemeinsames und Getrenntes zerfliessen in gleichem Masse in Natur und Gesellschaft, Schöpfer und Geniesser. Wahre Dichtung ist stets Natur- und Kulturererscheinung, Natur- und Kulturbedürfnis zugleich, eine persönliche Tat, die zur Gemeinschaftsleistung heranwächst. Die dichterischen Kunstwerke in jeder Sprache sind ebenso reale nationale Werte, wie der Fisch im Wasser, die Frucht am Baume, das Gold in der Tiefe des Heimatbodens. Ich kenne einigermaßen die Lyrik der europäischen Völker und bin der Ansicht, dass der abendländische Mensch die Schätze der ungarischen Dichtung mit demselben Verständnis und Genuss erfassen könnte, wie z. B. die englische. Übersetzungen können sehr wertvoll sein, doch selbst sie können nur in besonderen Fällen und verspätet den geistigen Gütertausch über die Grenzen abwickeln. Wirksamstes Mittel aber ist die Sprachkenntnis. Sie angelt den Fisch sofort und lebendig aus dem Wasser, pflückt die Frucht vom Baume und holt das Gold der Tiefe ans Licht. Wir Ungarn lernen, nach der Art der kleinen Völker, viele Sprachen, und wenn wir vielleicht die fremden Wörter auch etwas rauh aussprechen, so haben wir uns doch die Dichtung eines *Goethe*, eines *Hölderlin*, eines *Conrad Ferdinand Meyer*, eines *George* und anderer grosser Dichter erschlossen.

FÜHRENDE GESTALTEN
DER NEUEN UNGARISCHEN DICHTUNG



Josef Erdélyi



Gyula Illyés



Attila József



Lorenz Szabó

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

MEINE MUTTER

JOSEF ERDÉLYI

Mein Mütterchen, das arme, alte,
Stopft Gänse stets im dumpfen Stalle,
Fort zwanzig Gänse, früh und abends,
Dass etwas Nutzen ab ihr falle.
Dort hockt sie auf der Erde mühsam,
Stopft Gänse, stopft sie nach der Reih'.
Fuss, Hand und Rücken ihr erstarren,
Doch sie, sie schont sich nicht dabei.

Und fett auch werden ihre Gänse.
Die Mutter sieht es stolz und heiter.
Wer kauft und wer verzehrt die Dicken?
Sie kümmert sich darum nicht weiter.
Sie hebt und wägt die Gänse hebend.
Es schwebt ihr vor schon der Profit.
Sie sieht, wie auf dem Markt die Menge
Der Käufer lenkt zu ihr den Schritt.

Die fetten und die Lebergänse
Biet', Mutter, feil zu gutem Preise!
Wer immer sie dann mög' vertilgen,
Ich gön'n' ihm gern die fette Speise.
Nur dich bedaur' ich, liebste Mutter,
Um dich nur meine Zähre rinnt,
Weil du dich ewig plagst! Schau', zwanzig
Junggänse! Wie die mager sind!

Die zwanzig hier, die sind so mager,
Wie dick die Deinen sind, die schweren ...
Die fetten sind die Arbeit, und der
Profit die dünnen, die dich zehren!
Du arme Mutter! Dieses Erbe
Vom Schicksal ward es uns zuteil.
Die Welt isst unsre fetten Gänse ...
Die magern fressen uns derweil ...

Das ist nun unser Erbteil! Aber
Ich wollt' es einstens anders glauben,
Dass in den Mund mir fliegen werden
Gebrat'ne Gäns', gebrat'ne Tauben,
Dass du in deinen alten Tagen
Davon kriegst eine Portion
Und brauchst nicht früh und spät zu schuften,
Wie jetzt, gekrümmt in hartem Fron.

Es kam nicht so! Es kam ganz anders!
Was tun? Vielleicht den Kopf zergrübeln,
Wo eigentlich der Fehler stecke,
Der Grund von allen Erdenübeln?
Nutzlos ist's! Lass' uns drüber schluchzen,
Dass uns're Träume leeren Scheins! . . .
Dein armer Sohn war, liebe Mutter,
Noch nie wie heut' mit dir so eins!

Noch nie! Noch nie, seit du in Knechtschaft
Mich auf dem Meierhof geboren!
Gern hätt' ich eine andre Mutter
Mir draussen in der Welt erkoren,
Die neu mich und zum Herrn geboren,
Die Königsmaid den Königssohn! . . .
Doch ich bin hier und küsse weinend
Dir deine heil'ge Dornenkron'.

Übersetzt von Friedrich Lám

UNGERUFENER ANKÖMMLING

GYULA ILLYÉS

*Mein weiches Brot ist von der Hitze ausgetrocknet,
Lau mein Getränk und auch mein laues Blut
Wird träge von der Sonne.*

*Im Dunst des Schweisses und der Sorgen
Dreht sich das Feld um mich —
Es ist Mittag,
Im tiefen Wald ruht Wind und Schicksal.*

*Der Wagen des Inspektors rollt vorbei,
Die schwere Hand kann müde kaum den Hut erreichen,
Der Staub umhüllt mich
Nur im Blick der Ochsen
Finde ich Trost.*

*Doch hinter dem Staub, den Bäumen
Und hinter jener Wolkenbank
Wo die Sonne gleichmütig des Weges zieht,
Leben ferne Städte, helle Plätze drehen sich unter den Sternen,
Meere, schwimmende Inseln, brennende goldene Berge —
Ich weiss es alles,
Voll ist die Welt, voll auch der Himmel,*

doch ich

*Sitze ratlos auf einer fremden Wiese,
Ein ungerufener Ankömmling, der nach getaner Arbeit
Im Herbst im Schatten eines Schobers
Stumm zur gleichgültigen Erde wiederkehrt.*

Übersetzt von Tibor von Podmaniczky

MAN HÄTTE MICH GERN

ATTILA JÓZSEF

*Ich denke über Gut und Schlecht nicht nach,
Ich leide nur und arbeit' tausendfach.*

*Ich brenne Ziegel und ein Schiff ich bau',
Im Gleichmut gut, schlecht in des Kummers Klau'.*

*Unzählig ist mein Tun, kennt keine Grenz'.
Das weiss mein Lieb, hält es in Evidenz.*

*Sie führt darüber Buch; sie glaubt noch was.
Woran sie glaubt, nicht will sie sagen das.*

*Wär' ich ein Baum, so baute, das steht fest,
Die Krähe nur im Notfall drauf ihr Nest.*

*Ich brächt', wär' Feld ich, das ein Alter harkt,
Erdnüsse nur, Kartoffeln nicht, zu Markt.*

*Und mit Kartoffeln wär' ich nur so voll
Dass sich die Arbeit eben lohnen soll.*

*Wär' Wasser ich, so wär' ich halt ein Sumpf.
Wär' Feuer ich, wär' ich halt Aschenstumpf.*

*Und wäre ich der Herr anstatt des Herrn,
So hätten mich die Leute schrecklich gern.*

Übersetzt von Friedrich Lám

GEMEINSAM UND GESONDERT

LORENZ SZABÓ

*Ich trage Uniform, so unentwegt,
so einfach, wie das Wiesengras sie trägt.*

*In Uniform, wie Fruchtkörner gedeihn,
beginne, führe, ende ich das Sein.*

*Es formte mich der Masse gleicher Sinn,
so dass ich immer allen ähnlich bin.*

*Doch mag das All auch meine Mutter sein,
ich leide und ich freue mich allein,*

*wie jedes Gräschen spürt, wenn Tau es kühlt,
ein jeder Halm der Sonne Gluten fühlt,*

*und jeder Kern am ausgedorrten Feld,
auch einzelweise seinem Tod verfällt.*

Übersetzt von Elsa Reitter Podhradzky

FRIEDRICH LIST IN UNGARN

VON GOTTFRIED FITTBOGEN

Bekannt ist, dass Friedrich *List* im Jahre 1844 einen ganzen Monat, den November, in Ungarn verlebte, halb in Pressburg, halb in Pest; bekannt ist auch — aus der *List-Biographie* von Ludwig *Häusser* — die Ovation, die ihm während seines Aufenthaltes in Pest *Kossuth* in eigener Person dargebracht hat: als *List*, so berichtet *Häusser*, „einer Versammlung der Stände des Pester Komitats als Zuhörer beiwohnte, wo jene magyarische Opposition am stärksten vertreten war, erkannte ihn *Kossuth*, mitten in der Rede unter dem hörenden Publikum, wandte sich in einer beredten Apostrophe an ihn und bezeichnete ihn den Anwesenden als den Mann, der die Nationen am besten über ihre wahren nationalökonomischen Interessen aufgeklärt habe, worauf die Versammlung trotz ihres Deutschenhasses in ein begeistertes *Éljen* für *List* ausbrach“.

Aber gerade die Geschichtlichkeit dieser Szene ist angefochten worden. *Ladislaus Grossmann* hat (in der *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, 1930) die Zuverlässigkeit von *Häussers* Bericht bezweifelt; in dieser Form, in der öffentlichen Sitzung der Stände des Pester Komitats, könne der Vorgang nicht stattgefunden haben; allenfalls könne eine ähnliche Szene in den Gesellschaftsräumen oder in den Wandelgängen des Komitatshauses stattgefunden haben, aber nicht in der Öffentlichkeit. Damit aber wird der Bericht seines wesentlichen Inhalts beraubt. Und der Grund für diese Behauptung? — Die Akten des Komitats enthalten nichts über diesen Vorgang.

Was hat es mit diesem Argument auf sich? — Nun, es geschieht vieles, was nicht in den Akten steht. Heutzutage würde man sich in derartigen Fällen an den Parlamentsstenographen halten; er hätte die Rede *Kossuths* im vollen Wortlaut mitgeschrieben; einschliesslich der improvisierten Wendung an den Zuhörer aus Deutschland; er hätte auch die *Éljen*rufe, mit denen die Abgeordneten sich *Kossuths* Huldigung anschlossen, festgehalten; wir wüssten also genau, wie sich der Vorgang abgespielt hätte. Aber stenographische Berichterstattung war damals beim Pester Komitat nicht üblich. Wenn also eine amtliche Berichterstattung stattfand, so wird sie nur summarisch gewesen sein; sie wird den Inhalt langer Reden in wenigen Sätzen wiedergegeben ha-

ben; unvorhergesehene Zwischenfälle werden dabei kaum berücksichtigt sein. Festzustellen also, ob nun ein derartiges Protokoll über diese Sitzung noch vorhanden ist; ob es während der Revolutionswirren der Jahre 1848 und 1849 verloren gegangen ist, oder ob es niemals vorhanden war, ist zwar interessant, aber nebensächlich. Denn in der Welt ist vieles geschehen, was nicht in den Akten steht.

Wir besitzen aber einen zeitgenössischen Pressebericht über jenen Vorfall, der jeden Zweifel ausschliesst. Er ist in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* erschienen (in Nr. 341 vom 6. Dezember 1844), der deutschen Zeitung, die sich damals des grössten Ansehens erfreute und auch in Ungarn viel gelesen wurde; und er stammt nicht von einem Deutschen, der vielleicht für seinen Landsmann ein zu günstiges Vorurteil hätte haben können, sondern von einem Nichtdeutschen, nämlich von dem ungarischen Schriftsteller Moritz von Lukács (auch das gehört zu den Eigenheiten der Allgemeinen Zeitung, dass sie in ihren Spalten neben Deutschen auch Nichtdeutsche zu Worte kommen liess). Lukács also schreibt am 28. November in Pest einen Bericht über Lists Aufenthalt in Pest; er weist dabei auf die ungewöhnlichen Ehrungen hin, die List in Pest, dem Hauptsitz der ungarischen Opposition, erwiesen seien, begnügt sich aber damit, nur über eine derselben ausführlich zu berichten: und zwar gerade über die Auszeichnung, die ihm „in der Generalversammlung der Stände des Pester Komitats“ zuteil wurde, des Komitats also, „in dem sich“ — wie Lukács sagt — „die meiste Intelligenz des Landes konzentriert“. List war hier als Zuhörer gegenwärtig und wurde „von dem ausgezeichnetsten Redner des Tages, Kossuth, erkannt im Verlauf einer Rede, die letzterer zu Gunsten des vielbesprochenen Schutzvereins für inländische Industrie gehalten, als der Mann bezeichnet, der die Nationen am besten über ihre wahren nationalökonomischen Interessen aufgeklärt habe, worauf ihm die Versammlung, bestehend aus mehreren hundert Edelleuten, darunter viele politische und wissenschaftliche Notabilitäten, ein enthusiastisches Éljen (Lebehoch) brachte“. „Dieser Vorfall“ — fügt Lukács hinzu — „ist für Herrn Dr. List um so ehrenvoller und schmeichelhafter, als diese so lebhaft Beifallsäusserung einzig und allein aus der Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft und nicht aus politischen Sympathien entsprang, da vielmehr ein grosser Teil, wo nicht die Majorität der liberalen Opposition, zu der das Pester Komitat entschiedener als irgend ein anderes gehört, in ihm einen Vertreter ausschliesslich deutscher Interessen und einen Gegner des fraglichen Schutzvereins zu sehen glaubt und seine Reise nach Ungarn selbst

als eine Art diplomatischer Mission zu Gunsten deutscher Industrie mit einigem Misstrauen betrachtete.“

An der Geschichtlichkeit dieser Szene ist nicht der leiseste Zweifel möglich. Am 14. November hielt Kossuth seine Rede für den ungarischen Schutzverein, am 28. November schreibt ein Augen- und Ohrenzeuge der Rede und jener Huldigungsszene seinen Eindruck nieder, am 6. Dezember erscheint der Bericht in der Allgemeinen Zeitung. Und wenn sämtliche Akten Ungarns keine Silbe von diesem Vorfall enthalten sollten, er ist doch historisch. Und auf dem Bericht von Lukács über ihn beruht die Darstellung in Häussers List-Biographie; sie erweist sich also als vollkommen zuverlässig.

Über den Aufenthalt Lists in *Pressburg*, das List vor Pest besuchte und wo er den Schluss des ungarischen Reichstages von 1843—1844 erlebt hatte, besitzen wir gleichfalls den Bericht eines Zeitgenossen. Auch er stammt aus einer magyarischen Feder, ist also frei von Voreingenommenheit für List. Der Verfasser ist Franz von *Pulszky*, der bekannte Freund Kossuths; am 11. November hat er den Bericht in *Pressburg* geschrieben, am 17. November hat ihn die Allgemeine Zeitung veröffentlicht. „Dr. List“, heisst es da, „befindet sich noch immer in unserer Mitte und ist der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Klassen. Vielleicht ist noch nie einem Fremden in Ungarn so viel Ehre widerfahren. Kaum ans Land gestiegen, drängten sich bei ihm die Einladungen zu Gastmahlen, Banketten und Reunions, und in die verschiedenen Kasinos, nicht nur von Seite der beiden Parteien der Magnaten und Deputierten, sondern auch der höchsten Kron- und Staatsbeamten, wie z. B. des Oberhofkanzlers Grafen von Majláth, des Judex Curiae Herrn von Majláth und des Präsidenten der ungarischen Hofkammer Herrn Grafen von Széchen. Von Seite der konservativen Partei gaben die Grafen Felix Zichy und Georg Andrassy, von Seite der Opposition Graf Casimir Batthyány glänzende Gastmahle. Bei letzterem war der berühmte Graf Stephan Széchenyi, der Vater der ungarischen Reform, der Graf Ludwig Batthyány, das talentvolle Haupt der magnatischen Opposition, und nebst noch mehreren Magnaten von der Opposition die Häupter der Ständetafel von Klauzál, von Beöthy, von Bezerédy, von Szentkirályi und von Pázmándy zugegen. Es wurden dort Reden gehalten, welche Ihnen mitzuteilen ich vielleicht später in den Stand werde gesetzt werden.“ [Das ist leider nicht geschehen.] „Um sich diese grosse Popularität zu erklären, muss man wissen, dass Dr. Lists Werk ‚Das nationale System der politischen Oekonomie‘ in der Originalsprache oder in einer sehr gelungenen magyarischen Übersetzung seit drei Jahren bei

uns in den Händen aller Gebildeten ist und der öffentlichen Meinung des Landes eine ganz neue Richtung gegeben hat, dergestalt, dass seit anderthalb Jahren die Säle unserer gesetzgebenden Körper von Lists Namen widerhallen, so oft von Handel und Industrie, von Eisenbahnen oder Zöllen die Rede ist. Jeder wollte also den Mann kennenlernen, der in so klarer und eindringlicher Weise zu ganzen Nationen zu reden weiss. Auch geruhte der *Erzherzog Palatin* ihn schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft mit einer Audienz zu begnadigen, und aus der Dauer derselben schliesst man wohl nicht mit Unrecht, der deutsche Nationalökonom habe in dieser hohen Region einen besonders günstigen Eindruck gemacht. Andererseits wandten sich an ihn die angesehensten *Bürger, Kaufleute und Industriellen* der Stadt Pressburg, um ihn über ihre städtischen Interessen zu konsultieren, und Einsender spricht aus eigenem Wissen und eigener Teilnahme, wenn er versichert, dass aller Wahrscheinlichkeit nach ein ungewöhnlicher Aufschwung der industriellen und kommerziellen Zustände unserer Stadt sich von Dr. Lists Anwesenheit unter uns datieren wird. In gleicher Absicht sind gestern und heute Deputierte aus entfernten *königlichen Freistädten* angekommen, um ihn einzuladen, sie mit einem Besuch zu beehren und ihnen mit gutem Rat in Verbesserung ihrer industriellen und kommerziellen Zustände beizustehen.“ Und weiter, Lists Einfluss greift sogar über die industrielle und kommerzielle Sphäre hinüber auf die Landwirtschaft: „Mehrere der begütertesten Magnaten haben gegen ihn (List) ihre Geneigtheit zu kolonisieren erklärt, und die königliche Hofkammer soll um so weniger abgeneigt sein, auf Dr. Lists Vorschläge einzugehen, als auf Veranstaltung des erleuchteten Präsidenten der kaiserlichen Hofkammer bereits ähnliche Kolonisationsversuche, wie sie Dr. List beabsichtigt, eingeleitet worden sind.“

Wahrlich, Pulszky hat Recht, noch nie ist einem Fremden, das heisst: einem fremden Privatmann, so viel Aufmerksamkeit, so viel Ehre widerfahren wie List bei seinem Besuch in Ungarn. Männer der verschiedensten Richtungen und der verschiedensten Kreise beteiligten sich daran. In Deutschland war ihm Ähnliches nicht zuteil geworden. Erst, als er aus Ungarn zurückkam, wurde ihm zu Ehren ein Festessen veranstaltet. Zwei Jahre später kam dann das Ende.

Besonderes Interesse zieht natürlich die Ehrung auf sich, die Kossuth List zuteil werden liess. Was bedeutet sie? Waren beide ein Herz und eine Seele?

Beide Männer hatten sich offenbar in Pressburg kennengelernt; sicher hat Kossuth an dem Gastmahl teilgenommen, das Graf Casimir

Batthyány, der Vorsitzende des ungarischen Schutzvereins, veranstaltete; so erkannte er ihn ohne weiteres unter der Zahl der Zuhörer im Komitatshaus.

Aber die Huldigung, die er List darbrachte, darf auch nicht überschätzt werden. Sie galt der Person des grossen Nationalökonomen, nicht einer bestimmten Einzelheit seiner Lehre. Pulszky und Lukács haben das beide nachdrücklich betont. Aus der Huldigung als solcher kann man nichts darüber entnehmen, wie Kossuth sachlich zu List stand, und ebenso wenig darüber, wie List zum Schutzverein stand. Pulszky und Lukács betonen gemeinsam, dass List — als Gast in einem fremden Lande — sich neutral verhielt. Und Lukács fügt hinzu, die meisten Mitglieder der Opposition hätten ihn aber trotzdem für einen Gegner des ungarischen Schutzvereins gehalten.

Wie also stand Kossuth sachlich zu List? — Das lässt sich nicht mit zwei Worten sagen; dazu wäre ein eigener Artikel nötig.

Grundsätzlich lässt sich zunächst nur sagen: die Huldigung Kossuths vor Lists Person besagt nichts über seine sachliche Stellung. Kossuth hatte in persönlichen Huldigungen Erfahrung. Er hatte den Grafen Széchenyi für den „grössten Ungarn“ erklärt; aber das hinderte ihn nicht, in der Sache genau das Gegenteil von dem zu tun, was der grösste Ungar wollte; mit diesem epitheton ornans hatte er ihn aufs Altenteil geschoben. War es vielleicht mit der Huldigung von List ähnlich? Jedenfalls ist hier Vorsicht geboten und ein Urteil noch nicht möglich. Lukács hielt List für einen Gegner des Schutzvereins, andere haben ihn für den geistigen Urheber des Schutzvereins gehalten (L. Grossmann). Wo liegt die Wahrheit?

Jedenfalls steht so viel fest: Ungarn hat ungewöhnlich früh die Bedeutung Lists erkannt. Es hat ihn gefeiert wie noch nie einen Privatmann zuvor. Und mehr als das: es hat sich willig *seinem geistigen Einfluss geöffnet*.

EIN UNGARISCHER PLAN DES OSTEUROPAÏSCHEN KANALSYSTEMS

VON ALEXANDER BOROTVÁS-NAGY

Spukhaft wiederholt sich die Geschichte. Vor hundertdreissig Jahren stand Napoleons Frankreich zu einem Kampf auf Leben und Tod vorbereitet England gegenüber. Auch damals wirkten neben der Kraft der Waffen die Mittel des Wirtschaftskrieges und Napoleon befahl die Kontinentalsperre. Er wusste wohl, dass der internationale Handel eine Lebensbedingung Englands sei. Die Sperre kann seine kapitalistische Volkswirtschaft tödlich verwunden, die ernährende Pulsader unterbinden, wenn man die weiteren Ausfuhrwege des zu Erzeugnissen verfertigten kolonialen Rohstoffes gegen Europa hin besetzt hält.

Der natürliche Warenverkehr stockte. Kontinentaleuropa und England boten sich die Stirne. Aber das Leben und der Verbrauch hörten nicht auf. Der Warenaustausch begann statt der verstopften Öffnungen neue Wege zu suchen, um für Europa Rohstoffe tropischer und orientalischer Herkunft zu verschaffen. Fast selbsttätig wurde der Verkehr und der Gedanke der Handelspolitik auf den alten, klassischen Weg gelenkt, der vor der Entdeckung des Umweges bei der Kap der guten Hoffnung über Ungarn, die Levante oder Südrussland gegen die Perserbucht führte. Damals lebte in Ungarn ein im Ausland kaum bekannter, lateinisch und deutsch schreibender Volkswirt, der adelige *Gregor von Berzeviczy* (1763—1822), der eine auf Binnenschifffahrt aufgebaute umfassende zwischenstaatliche Handelspolitik entwarf, um die Kontinentalsperre zu neutralisieren. Betrachten wir seinen Entwurf vom Gesichtspunkte der heutigen Kriegswirtschaftslage aus, so erkennen wir seine Bedeutung erst recht. Kommt es doch fast einer Voraussage gleich, Dinge geplant zu haben, die nach einem Jahrhundert als zeitgemässer empfunden werden, denn je.

Auf dieses Zeitgemässe zunächst soll auch der vorliegende Aufsatz hinweisen. Vergebens ist seitdem der Suezkanal gebaut worden. Sowohl *Lesseps'* als auch *Vasco de Gamas* Weg ist heute für die europäische Rohstoffeinfuhr versperrt. Offen sind dagegen das Schwarze und Kaspische Meer, die Ostsee und die in sie mündenden, gewaltigen

Ströme. Deutschlands Aufmerksamkeit wendet sich diesem Wasserweg zu, um den Millionen seiner Bevölkerung die Nahrungsmittelfuhr auf billigem Wege zu sichern, seine mächtige Industrie mit Rohstoffen zu versorgen, die auf deutschem Boden nicht beschafft werden können und schliesslich seinen Erzeugnissen im Südosten Absatzmärkte zu suchen. Um diese billigere Versorgung zu sichern, hat es den Mittel-landkanal geschaffen. Auch der Bau des Donau—Main-Kanals ist darum im Gange. Dasselbe Ziel drängt zu einer Erweiterung des Donau-Stromsystems durch die unlängst angegliederten böhmischen und polnischen Gebiete. Sowohl der Donau—Oder-Kanal, als auch die Schiffbarmachung der Weichsel bis Krakau für 1000 Tonnen-Schiffe wird eine ausserordentliche technische Leistung sein.

Eine entsprechende Ergänzung der deutschen Pläne und Arbeiten bildet die Tätigkeit der russischen Verkehrstechnik. Sowjetrusland verleibte im vergangenen Jahr Bessarabien wieder ein, um mit dem Besitze der Donaumündung sein früheres Interesse an dieser Hauptwasserstrasse Europas zu erneuern. Man baut den Volga—Don-Kanal, der die unmittelbare Verbindung durch Binnengewässer bis zum verschlossenen Mittelasien verlängert, wo Baumwolle in Riesenmassen wächst und Öl aus dem Boden quillt. Eine zwischenstaatliche Wasserstrasse wird hier eröffnet, die früher nur im Traum existierte und Wirtschaftsgebiete verbindet, die sich geopolitisch aufs beste ergänzen.

Zwischen den beiden mächtigen Staaten, gerade an der Mitte des Donaulaufes liegt Ungarn. Auch Ungarn wünscht sich an dem neuen Weltverkehr zu beteiligen. Mit riesigem Kostenaufwand schuf der ungarische Staat den Zollfreihafen in Csepel bei Budapest. Die schönen 1100—2000 Tonnen Donau-Seeschiffe — gleichfalls eine ungarische Leistung in der Schiffbautechnik — können ohne Umladen von Budapest sowohl bis Baku oder den kaspischen Häfen Persiens fahren, als auch Moskau oder Alexandrien erreichen. Schon sind deutsche und russische Wirtschaft an diesem Zollfreihafen interessiert, um die kleineren Donaustaaten nicht zu erwähnen. Diese Handelsverbindung und diese in Bau begriffene Wassertrasse befriedigen solche Wirtschaftsbedürfnisse, dass sie auch nach dem gegenwärtigen Kriege nichts an Wichtigkeit einbüßen werden, wenn man den Suezkanal wieder eröffnet und die Sperre am Atlantischen Ozean aufhebt.

Erst wenn wir diese verkehrspolitische Wirtschaftslage ins Auge fassen, die sich auf den russischen und deutschen Lebensraum stützt, begreifen wir die Bedeutung Gregor von Berzeviczys richtig. Er ging mit patriotischer Zielsetzung ans Werk und gelangte zu einem internationalen Ergebnis, das in seiner Zeit meines Wissens weder Deut-

schen noch Russen so klar und umfassend einleuchtete. Zu seinen Lebzeiten verkörperte noch das Habsburgerreich die deutsche Macht. Die russischen Zaren drangen nach Turkestan vor. Zur Umstellung des durch die Kontinentalsperre gelähmten Handels empfiehlt Berzeviczy die Schaffung eines kombinierten Weges. Ein Zweig dieses ginge auf der Donau von Deutschland aus und setzte sich fort auf dem Schwarzen Meer, weiter mittels Karavanenwege durch Persien, Kabul und Kandahar nach Indien. Diesen Weg würde ein anderer in süd-nördlicher Richtung kreuzen. Dieser ist wegen der Alpen zwischen Deutschland und Italien nicht gangbar. Nur über Ungarn könne man ihn führen und zwar von Fiume bis Danzig. Berzeviczy führt seine Beweisgründe folgendermassen an:

„Handel und Industrie stocken auf eine fürchterliche Art in Europa. Frankreich und England kämpfen noch immer fort den grossen Kampf. Der Welthandel liegt darnieder. Die indischen Produkte, die zum unentbehrlichen Bedürfnis geworden sind, können entweder gar nicht, oder zu enormen Preisen erhalten werden. Die Schifffahrt auf dem Ozean ist ganz gehemmt, und das Vorgebürg der guten Hoffnung wird wenig mehr umsegelt. Die Finanzen der meisten Regierungen befinden sich in einer drohenden, gefährlichen Lage. Das hohe Schwindeln der Preise ist beyspiellos. Die grosse Menge von Menschen ist arm und gedrückt, und wer heute noch im Wohlstand ist, kann morgen weniger als nichts haben. Dieser Zustand ist schlimm und erheischt Gegenmittel. Dieser Vorschlag ist: den asiatisch-indischen Welthandel durch die österreichischen und russischen Staaten zu lenken.“

Berzeviczy war Volkswirt und kein Ingenieur. Während er in wirtschaftlichen Fragen seinen selbständigen Gedankengang verfolgt, entlehnt er technische Lösungen den Vorarbeiten seiner Zeitgenossen. Seine volkswirtschaftlichen Gedanken stützen sich teils auf seine Göttinger Universitätsstudien (1784—86) unter Leitung der Professoren *Meinert*, *Beckmann* und *Schlözer*, teils auf die Werke *Adam Smiths* und *Jean Baptiste SAYS*, teils auf die vielumstrittenen wirtschaftspolitischen Erlässe *Maria Theresias* und *Josephs II.*, und schliesslich auf die Erfahrungen seiner Studienreisen im Westen bis London, im Norden bis Danzig. Die Reise nach Norden war zunächst eine Versuchs-Geschäftsreise, indem Berzeviczy auf seinem Landgut am Fusse der *Hohen Tátra*, wo die *Popper* fliesst, *Tokajer Wein* auf Flösse lud und auf der *Weichsel* nordwärts geführt in *Warschau* verkaufte. Kenntnisse in der Schifffahrt erwarb er in *Magdeburg*, wo er in 1786 die *Elbeschifffahrt* studierte.

Die Idee, Nordsee und Adria durch das Wassersystem der Donau mittels Kanäle zwischen den ungarischen Flüssen zu verbinden, schwebte um die Wende des 18—19. Jahrhunderts gleichsam in der Luft. Nach 1780 planten vier berühmte Ingenieure, *Balla*, *Maire*, *Maretits* und *Tumler* Kanäle und unterbreiteten ihre Entwürfe dem ungarischen Reichstag von 1790—91. An diesen Plänen schmiedete unter anderen ungarischen Wirtschaftspolitikern auch Gregor von Berzeviczy weiter.

„Ganz ist dieser wichtige Gegenstand — schreibt er — unseren Landleuten nicht entgangen, denn es gibt vielerley Vorschläge, verschiedene Kanäle zu errichten, die Flüsse Donau, Theiss, Save, und andere kleinere, Waag, Poprad etc. zu verbinden. In dieser Ansicht ist schon ein kostbares Werk unter Kaiser Joseph II. vorgearbeitet worden. Das Resultat davon ist enthalten in der Generalkarte des Ingenieurs *Maire* in 6 Spezialkarten. Darin sind vorgestellt die geometrisch aufgenommenen und berechneten Vereinigungspunkte des Adriatischen Meeres mit der Kulpa, mit der Save und Drau, dann der Raab, der Enns, des Platten- und Neusiedler-Sees, ferner der Donau und Moldau mit der Elbe, der Waag mit der Poprad, Dunajetz und Weichsel; der Weichsel mit dem Dnjester, der Aluta mit der Marosch, der Theiss mit der Donau und Weichsel. Würden diese Kommunikationen realisiert, so wären die Vorteile ausserordentlich gross. Jetzt ist der Umweg des europäischen Handels sehr weit durch das mittelländische Meer und den Ozean herum in das baltische Meer und das südliche Europa.“

Dieses Zitat enthält in grossen Zügen den Kanalentwurf Berzeviczys. Zu seinen Zeiten gab es einerseits noch keine Eisenbahn, andererseits konnte man keine Kanäle bauen, die hoch geführt mit mächtigen Schleusen selbst die Wasserscheiden bezwingen. Daher will Berzeviczy dem Verkehr über hohe Bergrücken mit Chausseen und Wagenumladungen abhelfen. Er kanalisierte die Flüsse bis in die Täler hinein, baggerte die Untiefen in deren tragem, mittlerem Lauf ab und plante an den Ufern gute Treppelwege, um die Schleppen durch Pferde ziehen zu lassen.

„Brod ist — so erklärt er —, nur 5 Meilen vom Adriatischen-Meer entfernt, und damit durch drei Hauptstrassen in Verbindung gesetzt, die nach den ungarischen Häfen Fiume, Bukari und Porto Ré führen. Von der anderen Seite soll der Temescher Kanal hergestellt werden und auf diese Weise der Banat, die Gegenden Siebenbürgens durch die Marosch, alles, was in Ungarn mit der Theiss und Donau, und den Flüssen, die sie aufnehmen, zusammenhängt. Croatien und

Slavonien, durch die Save, Drau und Mur, *alle Theile Deutschlands* die an diesen Flüssen liegen, mit dem Adriatischen Meer in Verbindung kommen.

Wenn die Flüsse Kulpa und Save eine weniger beschwerliche Schiffahrt hätten: so würden sie die Haupt-Theile Ungarns mit dem Adriatischen-Meer verbinden. Jetzt werden hauptsächlich Früchte und Szegediner Tabak darauf ausgeführt. Die nämlichen Schiffe, welche unsere Produkte nach Karlstadt führen, könnten von ausländischen Waren Rückfracht nehmen und so die Transportkosten verringern, wenn der ausländische Handel für uns nicht so erschwert wäre. Es gibt ausser diesen viele schiffbare Flüsse in Ungarn, die Muhr, Drau, Gran, Waag, Marosch, Bodrog und andere, welche die innere Verbindung erleichtern.

Kanäle sind ein fürtreffliches Mittel, die Leichtigkeit der Transporte zu befördern: sie enthalten das Wasser in gleicher Tiefe und horizontaler Höhe, deswegen ist es einerlei auf- oder abwärts darauf zu fahren, Pferde ziehen das Schiff mit Schnelligkeit, auf deren eines ohngefähr 1000 Centner gerechnet werden“.

Von Fiume bis Brod würde also die Ware auf gepflasterter Strasse befördert. Dort lüde man sie in Schiffe um und führte sie durch die kanalisierte Dobra, Kulpa und Save bis Samac in Slawonien. Hier würde der Theresienkanal abzweigen und das Schiff erreichte bei Vukovár die Donau. Berzeviczy begeisterte sich für den Franzenskanal zwischen Donau und Theiss, den die Brüder *Kyss* 1793 mit einem Aktienkapital von 1,000.000 Gulden begonnen haben. Seine Schriften enthalten nichts positives darüber, wie er die Schiffe aus der Donau in die Theiss überführen will. Denkt er an den Franzenskanal, oder an einen anderen, weiter nordwärts? Jedenfalls reizt der Gedanke eines solchen Kanals die ungarischen Geister seit zweihundert Jahren. Man darf wohl annehmen, dass auch Berzeviczy die allgemein bekannten Pläne seiner Ingenieur-Zeitgenossen übernimmt, einen neuen Donau—Theiss-Kanal plant, ja die Theiss selbst bis Tokaj kanalisieren will. An diesen Punkt schliesst sich nun sein ganz origineller Gedanke an, indem *er als erster die Vorteile des Adria-Ostseeweges erkennt*. Heute will das Grossdeutsche Reich durch die Verbindung der Donau—March—Elbe—Oder—Weichsel denselben Gedanken verwirklichen und gerade darum ist zu betonen, dass der gleiche Plan einem Ungarn schon vor etwa 150 Jahren in klaren Umrissen vorschwebte; seine Mittel und Möglichkeiten waren freilich andere. Das Wesen seiner nördlichen Handelspläne enthalten folgende Sätze:

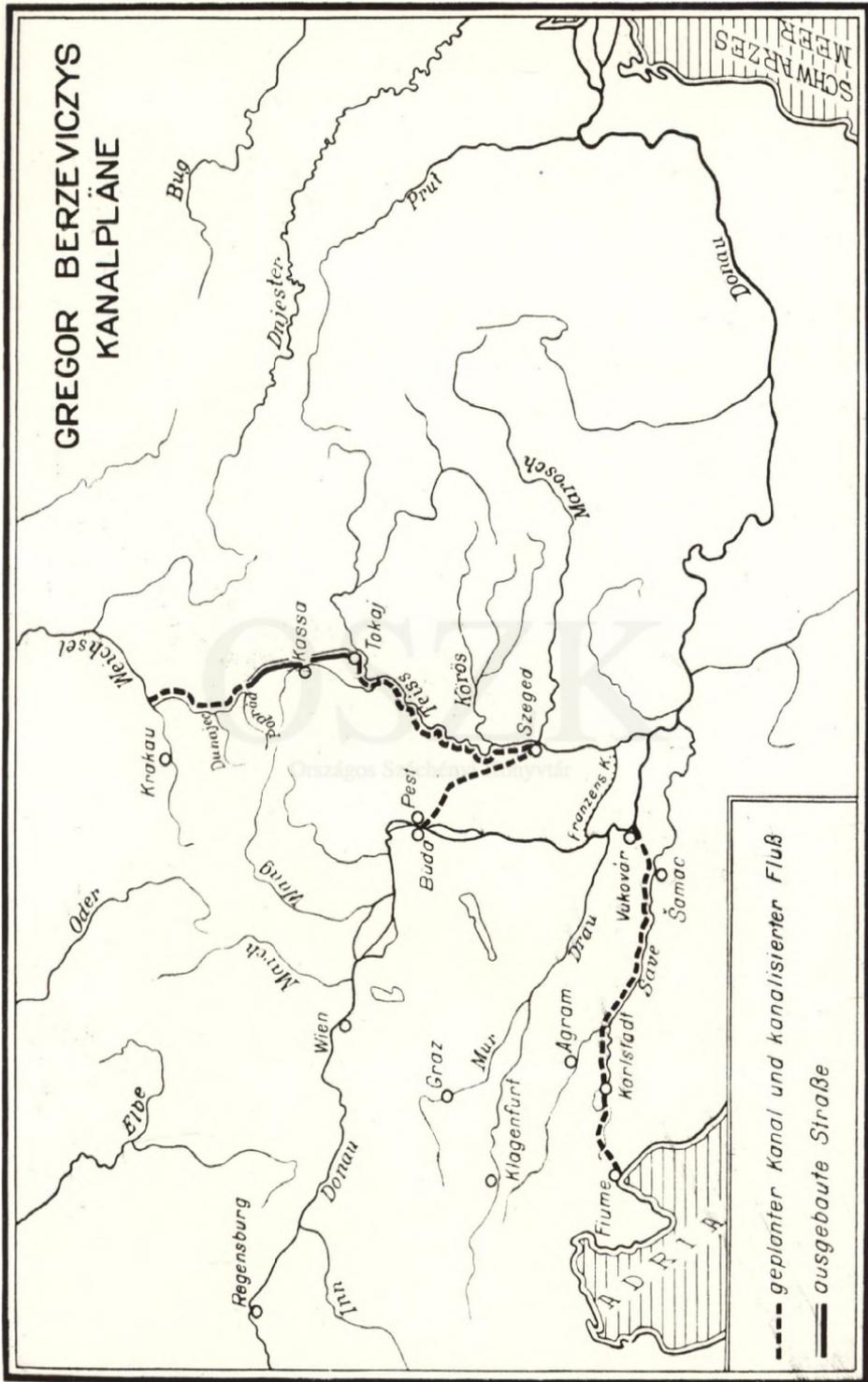


Gregor von Berzeviczy (1763—1822), Volkswirt und Verkehrspolitiker

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

GREGOR BERZEVICZYS KANALPLÁNE



--- geplanter Kanal und kanalisierten Fluß
 ————— ausgebaute Straße

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

„Ich würde noch zu diesem grossen Plan als Zusatz vorschlagen, die Theiss mit der Poprad in Verbindung zu setzen, welches zwischen Tokai und Lubotin durch eine feste Commerz-Strasse über Kaschau und Eperjes, die schon grossen Theiles fertig ist, leicht ausführbar wäre. Die Poprad wird bei Lubotin mit Flössen befahren, welche unsere Produkte, von da in die Weichsel nach Warschau und Danzig ausführen können, und auf diese Weise würde das Baltische Meer, durch Pohlen und Ungarn hindurch mit dem Adriatischen in Verbindung kommen. Weine aller Art, Tabak, Hanf, Pottasche, Knopern, Metalle, Obst, besonders gedörertes, Früchte zu gewissen Zeiten, Wolle, Felle und Häute, Eisen und Kupfer-Waaren, Honig und Meth, Zwetschken-Branntwein, Salz, Salpeter und Antimonium“ wären die Waren, die er auf diesem Wege ausführen will.

Der Gedanke des nördlichen Handels beunruhigt ihn sein Leben lang. Nach der Niederlage Napoleons verfasst er eine Denkschrift, fährt persönlich nach Wien und legt sie dem Kongress vor. Er setzt sich mit einflussreichen ungarischen und österreichischen Magnaten, mit Wiener Kaufherren in Verbindung, um eine nordische Aktiengesellschaft zu gründen. An die Wirtschaftlichkeit dieser knüpft er kühne Hoffnungen. Über den Verkehr der Strasse Popper—Weichsel—Danzig—Stockholm—Petersburg teilt er eine Zollstatistik mit. Niemals schreibt er ausdrücklich, dass er an eine direkte Wasserstrasse ohne Umladung auf Lastwagen denkt, doch lässt die letzte Fassung seiner Denkschrift auch diese Deutung zu. Gewiss entging die steigende Leistung der Wasserbautechnik seiner Aufmerksamkeit nicht.

Diese Richtung des Handels fand er so naturbegründet, dass seiner Ansicht nach selbst das verbreitete Schmuggeln durch drei Zollgrenzen für sie spreche. Die Mächte der heiligen Alliance — so meint er — mögen sich daher verständigen, Handelsverträge schliessen und statt der gegenwärtigen Isolierung diese Strecke von Zöllen befreien, damit sich der Handel frei abwickle. Tokajer Wein wird die Ostseeküste nie erzeugen, auch kann in Ungarn nie an Heringfischerei gedacht werden.

Gregor von Berzeviczy blickte in die Zukunft. Er sah in der Habsburgermonarchie die von Zöllen befreite, wirtschaftliche Einheit vieler kleiner Völker. Auch hoffte er von der Monarchie, Preussen und Russland, dass sie neben der politischen Zusammenarbeit einander auch im Zeichen des zwischenstaatlichen Freihandels die Hände reichen würden. Sein Blickfeld reichte bis Mittelasien und Indien. Ganz Europa war zu seiner Zeit voll von Kanalplänen; bald aber kam die Eisenbahn und vedrängte sie. Heute, als die Eisenbahn wieder an Bedeutung

abnimmt, ersteht das kühne Projekt Berzeviczys aus vergilbten Papieren zu neuem Leben. Er schuf ein Kanalsystem, das gegen Ende seines Lebens selbst die früher in Anschlag gebrachten technischen Hindernisse durchschneidet, nicht etwa mit Tausenden von Spaten und Schubkarren, sondern mit einem blossen Federstrich. Die Schleppen seiner Phantasie erreichen von Fiume aus über Ungarn Danzig, sie fahren ohne umzuladen von Regensburg aus bis zu den Steppen Turans, ungefähr auf dem Wege der Urungarn in der Völkerwanderungszeit.

Soll dieses Traumgebilde heute oder morgen zur Wirklichkeit werden, so ist auch des kühnen Träumers zu gedenken, der es zuerst erblickte.

SCHRIFTTUM:

Gregor von Berzeviczy: Ungarns Industrie und Commerz. — Weimar. Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädike. 1802.

Gregor von Berzeviczy: Ansicht des asiatisch-europäischen Welthandels nach dem jetzigen Zeitbedürfniss betrachtet. Pesth, 1808. Eggenberger.

Gregor von Berzeviczy: Die Erweiterung des nordischen Handels. Wien, 1814. Joseph Geislinger.

Gaal, Jenő: Berzeviczy Gergely élete és művei (Leben und Wirken Gregor von Berzeviczys). Budapest, 1902.

Farkas, László: Vedres István mérnök élete és működése (Leben und Wirken des Ingenieurs Stephan Vedres). Szeged, 1937.

Géza von Szurovy: Budapest, der ungarische Seehafen. „Ungarn“, Augustheft 1940.

DER ENTWURF DES UNGARISCHEN PRIVATRECHTSGESETZBUCHES

— DEUTSCHE AUSGABE —

VON VITÉZ ERICH MÁTYÁSFALVY

Vor etwa einem Jahr veröffentlichte das kgl. ung. Justizministerium die deutsche Übersetzung des letzten Entwurfes zu einem ungarischen Privatrechtsgesetzbuch. Bekanntlich gibt es in Ungarn bis zum heutigen Tage kein kodifiziertes Privatrecht, sondern bloss einzelne Sondergesetze, wie z. B. das Ehegesetz oder das Grundpfandgesetz, während der grösste Teil des Privatrechtes aus Gewohnheitsrecht besteht, worunter heutzutage beinahe ausschliesslich die Spruchpraxis der Gerichte, insbesondere des obersten Gerichtes, der kgl. Kurie zu verstehen ist. Der Entwurf, dem bereits vier frühere vorangingen, ist das Ergebnis einer jahrzehntelangen Arbeit der hervorragendsten ungarischen Rechtswahrer; die wichtigsten Angaben über seine Entstehung sind im Vorwort der deutschen Übersetzung enthalten. Bereits vor mehr als zwölf Jahren wurde dieser Entwurf dem Reichstag als Gesetzesvorlage unterbreitet, später jedoch aus verschiedenen Gründen von der Tagesordnung gesetzt; hauptsächlich, weil seine Erhebung zum Gesetz unzeitgemäss erschien. Heute trifft diese Begründung natürlich noch viel mehr zu, während andere Bedenken wegfallen, die damals gegen die Schaffung eines Privatrechtsgesetzbuches vorgebracht wurden. Damals befürchtete man nämlich, dass die immerhin zahlreichen und wesentlichen Neuerungen des Entwurfes die von Ungarn abgetrennten Gebiete in geistiger Hinsicht noch mehr vom Rumpflande entfernen würden, während heute die durch die Rückgliederung einzelner Teile entstandene ziemlich verworrene Lage im Privatrecht gerade durch die Einführung des Gesetzbuches am einfachsten und raschesten geklärt werden könnte.

Zur Zeit, als der damalige Justizminister Dr. Andor Lázár beschloss, von dem Entwurf eine deutsche Übersetzung verfertigen zu lassen — dies war vor ungefähr vier Jahren —, waren die Aussichten auf eine friedliche Revision der Friedensverträge noch sehr gering; daher galt es als höchst unwahrscheinlich, dass aus dem Entwurf je ein Gesetzbuch wird. Dass die Übersetzung dennoch beschlossen

wurde, hatte verschiedene Gründe. Zunächst enthält der Entwurf zum grössten Teil bestehendes Recht in einwandfreier klarer Fassung und ist daher geeignet, wenigstens eine allgemeine Übersicht über die Einrichtungen des ungarischen Privatrechtes zu bieten; ja er kann gewissermassen als Spiegel der zukünftigen Rechtsgestaltung betrachtet werden, da die Neuerungen, die er enthält, in der Linie der natürlichen Entwicklung liegen und in der richterlichen Spruchpraxis zum Teil bereits zur Geltung gelangt sind.

Zweitens wurde in gewissen nicht wohlgesinnten ausländischen Kreisen das Fehlen eines Zivilgesetzbuches in Ungarn als Zeichen kultureller Minderwertigkeit gedeutet. Dieser durchaus ungerechtfertigten Ansicht konnte am wirksamsten dadurch entgegengetreten werden, dass der Entwurf der wissenschaftlichen Welt vorgelegt und dadurch bewiesen wurde, dass das Fehlen eines Zivilgesetzbuches keinesfalls auf die Unfähigkeit der ungarischen Rechtswahrer oder auf die Mangelhaftigkeit der ungarischen Rechtskultur zurückzuführen sei.

Drittens und hauptsächlich sollten die ausländischen wissenschaftlichen Kreise durch dieses Werk zur Kritik angeregt und auf diese Weise wertvoller Stoff zur weiteren Kodifikationsarbeit gesammelt werden.

Die kritischen Aufsätze, die über den Entwurf bisher im Ausland, in Italien, in der Schweiz und hauptsächlich im Deutschen Reich* bereits erschienen sind, wurden von Prof. Dr. Andreas v. Nizsalovszky in einem sehr aufschlussreichen Artikel in der Zeitschrift *Gazdasági Jog* (Wirtschaftsrecht, I. Jahrg. Heft 9 und 10) mit vollendeter Sachkenntnis zusammenfassend gewürdigt.

Die ausländischen Kritiker — besonders die aus dem Reich — betrachten den Entwurf als eine mit grossem wissenschaftlichem Apparat und vollendeter gesetzgeberischen Technik bearbeitete Schöpfung eines bereits abgeschlossenen, ja zum Teil überwundenen rechtsgeschichtlichen Zeitalters; — der Entwurf entstamme in seinen Grundzügen noch der grossen Kodifikationsschule des 19. Jahrhunderts, die mit dem *Code Civile* Napoleons begann und sich seither weit über den europäischen Kontinent hinaus verbreitete. Dieser Schule gehört auch das deutsche *BGB* an, dem unser Entwurf wohl sehr nahe steht, ohne je-

* *Annuario di diritto comparato e di Studi legislativi*, ohne Bezeichnung des Verfassers; Prof. H. Fehr in der „Zeitschrift des bernischen Juristenvereins“; Rechtsanwalt Dr. Wolf Domke, Berlin, in der Zeitschrift „Deutsches Recht“; Senatpräsident Dr. Flad in der Zeitschrift „Deutsches Gemein- und Wirtschaftsrecht“ (2 Aufsätze) und Prof. Dr. Hedemann in der Zeitschrift „Deutsche Justiz“.

doch etwa eine Nachahmung dieses Gesetzbuches zu sein. Die Kritiker erblicken im Entwurf vielmehr eine Weiterbildung des grossen deutschen Gesetzwerkes; Prof. Dr. Hedemann spricht in seinem hochwertigen kritischen Aufsatz von Brücken in die Zukunft, die im Entwurf enthalten seien und die diesen auch heute, nach mehr als zwölf Jahren umwälzender weltgeschichtlicher Ereignisse noch lebensfähig machen. Zusammenfassend hebt Prof. Dr. Hedemann die „Auflockerung“ des privatrechtlichen Gefüges hervor, die darin besteht, dass im Entwurf an vielen Stellen begriffliche Übergenaugigkeit und rechtlicher Formalismus zugunsten lebenswahrer Gestaltung preisgegeben wurde. Diese „Auflockerung“,* gepaart mit dem aufrichtigen Bestreben der Schöpfer des Entwurfes nach volkstümlicher, gemeinverständlicher Sprache, dürfte den Entwurf bereits dem vorläufig auch im Deutschen Reich nur als Zukunftsideal vorschwebenden Begriff des Volksgesetzbuches etwas näherbringen.

Hier muss bemerkt werden, dass der Entwurf von seinen Schöpfern durchaus nicht als Reformgesetzbuch gedacht war, sondern hauptsächlich eine systematische Darstellung des bestehenden Gewohnheitsrechtes bedeuten sollte, ergänzt nur durch jene Neuerungen, die sich aus der Natur der Sache oder als selbstverständliche Erfordernisse der Zeit ergaben. Es wäre daher vollkommen verfehlt, im Entwurf nach revolutionären Neuerungen zu suchen; diese sollten der natürlichen, organischen Entwicklung überlassen bleiben, der der Entwurf möglichst nicht vorgreifen wollte.

Auch ein Teil der Bestimmungen des Entwurfes, die Prof. Hedemann als Auflockerung des Privatrechts empfindet, wurden dem bereits bestehenden Recht entnommen und sind daher keine Neuerungen. Dies dürfte wohl als Zeichen für einen gesunden Geist in der neueren Entwicklung unseres Privatrechts zu werten sein.

Im allgemeinen lassen es die im Ausland erschienenen Aufsätze über den Entwurf sowohl an anerkennenden und lobenden Erklärungen, als auch an wertvollem kritischem Stoff nicht fehlen. Auf diese Weise erfüllt der Entwurf auch ohne Gesetzeskraft eine wichtige Kultursendung.

* So z. B. weitestgehender Schutz des guten Glaubens auf der ganzen Linie, Schutz des aussergrundbücherlichen Bodenerwerbes in gewissen Fällen, Erstreckung der familiären Unterhaltspflicht unter gewissen Umständen auf Stiefkinder und Schwiegertöchter, Berücksichtigung der wirtschaftlichen Unmöglichkeit bei befristeten gegenseitigen Verträgen, Milderung der Strenge der testamentarischen Formvorschriften, usw.

Abgesehen von den erwähnten, mehr oder weniger zeitlich bedingten Gründen, die für und gegen die Einführung des Privatrechtsgesetzbuches sprechen, war die Notwendigkeit der Kodifikation des Privatrechts in den massgebenden ungarischen wissenschaftlichen Kreisen seit jeher eine der meist umstrittenen Fragen.

Auch unter den Mitgliedern des Ausschusses, der mit der Bearbeitung des Entwurfes betraut war, gab es bedeutende Persönlichkeiten, die sich in dieser Frage mindestens skeptisch verhielten; man behauptet sogar, dass selbst der leider kurz nach Vollendung dieses Werkes verstorbene Vorsitzende des Ausschusses, Staatssekretär Dr. Béla v. Szászy nicht unbedingt für die Einführung eines Zivilgesetzbuches im eigentlichen Sinne des Wortes war, sondern dem Entwurf eine ähnliche Bestimmung zudachte, wie sie das berühmte Rechtsbuch Stefan Werbőczys, das sogenannte *Tripartitum* (deutsch 1599) in der ungarischen Rechtsgeschichte erfüllte. Dieses Rechtsbuch — ursprünglich zum Gesetzbuch bestimmt — wurde schliesslich ohne königliche Sanktion, durch das Rechtsbewusstsein des Volkes und der Richter zum lebendigen Recht.

Diese Erwartung des verstorbenen Leiters der ungarischen Gesetzvorbereitung scheint allmählich in Erfüllung zu gehen, da zahlreiche neue Bestimmungen des Entwurfes in der richterlichen Spruchpraxis bereits durchgedrungen sind und diese Entwicklung unaufhaltsam fortschreitet.

Nicht ohne Interesse ist, nach den Gründen der Abneigung zu forschen, die bei einem Teil der führenden ungarischen Rechtswahrer gegenüber der privatrechtlichen Kodifikation besteht. Die Gegner der Kodifikation berufen sich oft und nicht ohne gewissen Stolz auf das Beispiel Englands, als des ältesten Rechtsstaates, das auf sämtlichen Gebieten des Rechtes ohne Gesetzbücher auskommt. Dieser Vergleich ist jedoch nur zum Teil berechtigt. Gewiss ist das ungarische Privatrecht, ebenso wie das englische, Ergebnis einer langen und stetigen geschichtlichen Entwicklung, wie sie kein anderer Kulturstaat aufweisen kann; darüber hinaus lässt sich jedoch die englische Rechtsgeschichte mit der ungarischen nicht vergleichen. England befindet sich durch seine Weltmachtstellung seit Jahrhunderten im Mittelpunkt des gesamten Weltgeschehens; mit der politischen Herrschaft erstreckt sich auch der Geltungsbereich des englischen Rechtes nahezu über die halbe Welt. Die oberstgerichtlich entschiedenen Rechtsfälle werden schon seit etwa drei Jahrhunderten systematisch gesammelt; auf diese Weise hat sozusagen jeder erdenkliche neue Rechtsfall bereits seine Vorgänger, ja sein klassisches Vorbild unter den gesammelten „cases“;

es bleibt daher kaum eine Rechtsfrage unentschieden. Die logische Funktion der englischen Rechtsprechung ist demgemäss grundsätzlich verschieden von der der übrigen Rechtsstaaten. Der englische Richter unterordnet nicht den gegebenen Rechtsfall einer allgemeinen Rechtsnorm, sondern sucht unter den gesammelten „cases“ den, der dem gegebenen Rechtsfall am meisten ähnlich ist. Er sucht sozusagen das fertige Urteil und findet es auch in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle; findet er es nicht, so steht es ihm frei, den Fall nach der Analogie oder nach freiem Ermessen zu entscheiden. Auf diese Weise ist das englische Recht besonders anpassungsfähig: es ermöglicht eine individuelle Behandlung der Rechtsfälle, die selbst mit dem besten und umfangreichsten Gesetzbuch nicht zu erreichen wäre. Ein Gesetzbuch muss der logischen und systematischen Vollständigkeit halber eine Unzahl praktisch ganz bedeutungsloser Rechtssätze mitführen, während es unmöglich den unermesslichen Reichtum an praktischen Einzelbestimmungen in sich aufnehmen kann, der sich in der englischen richterlichen Spruchpraxis im Laufe der Jahrhunderte angesammelt hat. Die Einführung von Gesetzbüchern würde demnach in gewisser Hinsicht zu einer Verarmung des englischen Rechtes führen.

Wenn man zu alledem noch das übertriebene, oft ans Grotteske grenzende Festhalten der Engländer am Althergebrachten berücksichtigt, so ist begreiflich, dass sie auf die eigenartige Einrichtung ihres Rechtes nicht verzichten wollen und gar nicht daran denken, zum System der Gesetzbücher überzugehen.

Natürlich hat die praktische Handhabung des englischen Gewohnheitsrechtes ihre grossen Schwierigkeiten, da selbst die Kenntnis der in der Praxis häufiger gebrauchten Rechtsfälle — auch die Zahl dieser geht in die Tausende — eine schier übermenschliche Gedächtnisarbeit erfordert. Aus diesem Grunde haben in der letzten Zeit auch die Engländer begonnen, einzelne, insbesondere modernere Abschnitte ihres Rechtes zu kodifizieren, da sich der übermässige Reichtum des Gewohnheitsrechtes und die dadurch entstandene Überkompliziertheit bereits auf Kosten der Rechtssicherheit auswirkte.

Der Aufbau des ungarischen Gewohnheitsrechtes ist von dem des englischen wesentlich verschieden. Während dieses aus unzähligen, logisch gleichwertigen Einzelbestimmungen besteht, die gar nicht als Rechtsnormen im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnet werden können und sich nur schwer zu einem einheitlichen Ganzen zusammensetzen lassen, ist das ungarische Gewohnheitsrecht aus mehr oder minder allgemeingültigen, über- und untergeordneten Rechtsnormen zusammengesetzt, die verhältnismässig leicht in ein übersichtliches

System eingefügt werden können. Nicht sämtliche oberstgerichtlich entschiedenen Rechtsfälle, sondern nur gewisse, von der kgl. Kurie in Form von richtigen Rechtsnormen ausgesprochene allgemeingültige Entscheidungen, sogenannte Dezisionen und grundsätzliche Entscheidungen werden systematisch gesammelt und der Rechtsprechung zugrundegelegt. Die Technik der Rechtsprechung weicht daher im wesentlichen von der der Länder mit kodifiziertem Privatrecht nicht ab; nur beruft sich der ungarische Richter statt Gesetzbuchparagrafen auf die Zahl der Kurialentscheidung, die er seinem Urteil zugrundelegt. Da es Dezisionen bzw. grundsätzliche Entscheidungen im technischen Sinne des Wortes erst seit etwa einem halben Jahrhundert gibt — aus früheren Zeiten gibt es nur private Sammlungen mehr oder minder willkürlich ausgewählter oberstgerichtlicher Entscheidungen — ist das ungarische Privatrecht in einzelnen Abschnitten wohl sehr reich, aber im ganzen durchaus nicht ganz vollständig und lückenlos.* Der Entwurf des Privatrechtsgesetzbuches enthält zahlreiche, durchwegs praktische Bestimmungen in Rechtsfragen, die durch die gerichtliche Spruchpraxis bisher noch überhaupt nicht oder wenigstens nicht einheitlich gelöst wurden. Durch die Einführung des Gesetzbuches würde demnach das ungarische Privatrecht keinesfalls ärmer werden oder an individueller Anpassungsfähigkeit leiden; auch müsste die Technik der Rechtsprechung nicht umgestellt werden. Schliesslich besteht in Ungarn auch keine Traditionsliebe in dem Ausmasse, dass der Übergang vom Gewohnheitsrecht zur Kodifikation beim Privatrecht etwa dadurch besonders erschwert würde.

Der Hinweis auf das englische Beispiel genügt daher nicht, um die Abneigung der ungarischen Rechtswahrer gegen die privatrechtliche Kodifikation zu erklären; aber auch die übrigen Argumente, die sie zur Begründung ihres Verhaltens anführen, sind bei näherer Betrachtung nicht ganz stichhaltig. Insbesondere wird behauptet, durch die Einführung eines Gesetzbuches würde das Recht in seiner natürlichen, stetigen Entwicklung gehemmt. Dies trifft nur zu einem geringen Teil zu. Erstens lässt selbst ein mit grösster Umsicht und Sorgfalt bearbeitetes Gesetzbuch der gerichtlichen Spruchpraxis weite Möglichkeiten offen, zweitens hat die kgl. Kurie auch bisher in den meisten Fällen den Weg gefunden, selbst den geschriebenen Gesetzen gegenüber ihrer abweichenden Ansicht Geltung zu verschaffen.

Diesem angeblichen Nachteil der Kodifikation steht die übrigens nur schwer erklärliche Weigerung der kgl. Kurie gegenüber, gewisse

* Damit soll die Frage der Lückenlosigkeit des Rechtes nicht berührt werden.

ganz offensichtliche und störende Fehler, Folgewidrigkeiten und Anachronismen aus dem gegenwärtigen ungarischen Privatrecht auszumerzen. Man denke etwa nur an die noch immer bestehenden Überreste des alten ständischen Rechtes im ehelichen Güterrecht und im Erbrecht oder an die viel zu engherzige Regelung der Rechtsverhältnisse des unehelichen Kindes.

Bedenkt man zu alledem noch, dass in Ungarn bereits vier grosse Gesetzbücher (Straf- und Handelsgesetzbuch, Straf- und Zivilprozessordnung) ohne grundsätzliche Bedenken irgendwelcher Art angenommen wurden, so muss man notwendigerweise an der unbedingten Aufichtigkeit der Argumentation der Gesetzbuchgegner ein wenig zweifeln und zu der Überzeugung gelangen, dass ihre Abneigung weniger gegen die Kodifikation überhaupt, als vielmehr nur gegen die Kodifikation des allgemeinen Privatrechtes gerichtet ist.

Der wahre Grund für diese Abneigung dürfte in der besonderen gefühlsmässigen Einstellung zu diesem Rechtsstoff zu suchen sein. Während im Strafrecht niemand etwas anderes erblicken wird, als ein Mittel im Kampf gegen die gesellschaftsfeindlichen Elemente und es auch kaum jemandem einfallen dürfte, das Handelsrecht nach anderen, als rein sachlich-praktischen Gesichtspunkten zu werten, fasst ein Teil der ungarischen Rechtswahrer das ungarische Privatrecht — insbesondere den ältesten Teil: das Sachenrecht, das eheliche Güterrecht und das Erbrecht — gewissermassen als Selbstzweck auf: als wichtiges Kulturgut, das seinen Wert in sich selbst trägt, das behütet, gepflegt und in seiner stetigen, organischen Entwicklung vor störenden Einflüssen bewahrt werden will, wie etwa Sprache, Volkskunst oder ein anderer organischer Bestandteil der nationalen Kultur.

Aus dieser eigenartigen Betrachtungsweise erklärt sich die Abneigung gegen die Kodifikation dieses Rechtsstoffes ohne weiteres. Ein Gesetzbuch wird nämlich niemals gänzlich als urwüchsiges Produkt des heimischen Kulturbodens, sondern bloss als künstliche Schöpfung einzelner Rechtsgelehrter empfunden; — im Gegensatz zum Gewohnheitsrecht, das in seiner Entstehung etwas Geheimnisvolles und Unpersönliches hat, als Ausdruck für den, der genau weiss, dass dieses Recht heute in Ungarn nahezu ausschliesslich in der Spruchpraxis der kgl. Kurie besteht. Auch gilt ein Gesetzbuch als mehr oder minder zeitgebunden, während das Gewohnheitsrecht, als Ergebnis langer und stetiger Entwicklung über dem Wandel der Zeiten zu stehen scheint.

Diese etwas irrationelle und von einer gewissen Selbsttäuschung nicht ganz freie Anschauung macht die Gegner der privatrechtlichen Kodifikation unzugänglich für die Gründe, die in anderen Rechtsstaaten

das Vorhandensein von Zivilgesetzbüchern ebenso selbstverständlich erscheinen lassen, wie das Vorhandensein anderer Gesetzbücher.

Die Kulturvölker betrachten eben das Recht nicht nur als eigenwertigen Kulturschatz, dessen Kenntnis und Pflege gewissen auserwählten Kreisen vorbehalten bleibt, aber auch nicht bloss als Leitfaden für den Richter bei der Entscheidung strittiger Rechtsfälle, sondern in erster Linie als Wegweiser in gewissen Lebensfragen für das gesamte Volk, dessen Lebensverhältnisse es ja angeblich regeln soll. Die höchste Bestimmung des Rechtes wird darin erblickt, allgemein gekannt, geachtet und befolgt zu werden und auf diese Weise sich selbst — wenigstens in der Form behördlichen Zwanges — allmählich überflüssig zu machen. Gesetzbücher, die das Recht dem einzelnen Bürger des Staates zugänglich machen, sind daher eine Selbstverständlichkeit, gegenüber der alle wirklichen und eingebildeten Nachteile der Kodifikation in den Hintergrund rücken.

Diese Auffassung wurde in letzter Zeit im Deutschen Reich vorübergehend getrübt durch die allgemeine Abneigung gegen alles, was an das vergangene liberalistische Zeitalter erinnerte; diese Abneigung äusserte sich wiederholt und mit besonderer Schärfe gegen die klassische Schöpfung dieses Zeitalters, gegen das BGB und führte zum entgegengesetzten Extrem, zur vollständigen Ablehnung des geschriebenen Rechtes: zum Wunsch nach ganz ungebundener, nur auf das natürliche Rechtsempfinden des Volkes gegründeter Rechtssprechung.

Diese Idee erwies sich jedoch heute, im Zeitalter der Technik und der Rationalisierung sehr bald als unhaltbar. Gerade ein Volk, das bestrebt ist, sämtliche Lebensverhältnisse vorbedacht, nach strengster Planmässigkeit zu gestalten, kann es sich am wenigsten leisten, den Ausbau der rechtlichen Beziehungen solch irrationellen Kräften zu überlassen.

Die Rechtswahrer des Dritten Reiches lehnen daher heute wohl das BGB, als Produkt einer überholten Ideenwelt ab, nicht aber das kodifizierte Recht überhaupt; vielmehr gilt ihr Streben der Schaffung eines neuen, der nationalsozialistischen Gemeinschaftsanschauung entsprechenden Gesetzbuchtyps, des Volksgesetzbuches, das sowohl im Inhalt, als auch im Ausdruck das Recht den grossen Massen näherbringen soll.

Allerdings muss hier zugunsten der Gegner der Kodifikation eines zugegeben werden: solange der Rechtsunterricht im Programm der allgemeinen Volksbildung so stiefmütterlich behandelt wird und nicht wenigstens die wichtigsten Grundbegriffe der Rechtswissenschaft schon in den mittleren Schulen als Pflichtgegenstand unterrichtet werden,

bleibt die allgemeine Zugänglichkeit des Rechtes durch Gesetzbücher ebenso eine Selbsttäuschung, wie etwa die Entstehung des Gewohnheitsrechtes durch das allgemeine Rechtsempfinden des Volkes. Wer privatrechtliche Schuld von strafrechtlicher, Eigentum von Besitz oder Kauf von Eigentumserwerb nicht unterscheiden kann, dem ist selbst mit dem volkstümlichsten Gesetzbuch nicht viel geholfen, dem bleibt das kodifizierte Recht genau so unzugänglich, wie die verborgensten Bestimmungen eines ungeschriebenen Gewohnheitsrechtes.

Wie bereits erwähnt, könnte die Rechtseinheit auf den rückgegliederten Gebieten und dem Mutterland am einfachsten durch die Erhebung des Entwurfes zum Gesetz hergestellt werden. Der Erstreckung des gegenwärtigen ungarischen Gewohnheitsrechtes auf die rückgegliederten Gebiete stehen nämlich schwerwiegende Bedenken entgegen.

Was insbesondere den rückgegliederten Teil Siebenbürgens betrifft, war dort aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, auch in der Zeit vor dem Trianoner Gewaltdiktat nicht das damalige ungarische Gewohnheitsrecht, sondern das österreichische Allgemeine BGB gültig und ist es auch bis zum heutigen Tage geblieben; aus diesem Grunde sind die Rechtswahrer dieses Gebietes an das geschriebene Gesetz gewöhnt — „legistisch“ eingestellt, — umso mehr, als das geschriebene Gesetz immerhin etwas mehr Schutz gegenüber der Willkür der fremden Behörden und Gerichte versprach, als ein nicht einheitlich formuliertes Gewohnheitsrecht. Wenn auch heute in den rückgegliederten Gebieten die Gefahr der bewussten Missdeutung des Rechtes durch Behörden oder Richter nicht mehr besteht, so ist doch begreiflich, wenn die Bevölkerung des rückgegliederten Siebenbürgens selbst im Interesse der übrigens heiss ersehnten Rechtseinheit nur ungerne auf die sichere Grundlage eines Zivilgesetzbuches verzichten und sich einem unbekanntem und schwer zugänglichen Gewohnheitsrecht unterwerfen würde; davon gar nicht zu reden, dass es theoretisch gesehen, mehr als bedenklich ist, den Geltungsbereich eines gewohnheitsrechtlichen Systems auf andere Gebiete zu erstrecken, als auf dem dieses Gewohnheitsrecht entstand.

Als Mitarbeiter an der deutschen Übersetzung des Gesetzbuchentwurfes, dem dieses Werk besonders nahe steht, wünsche ich daher aus vollem Herzen, dass der Entwurf sobald als möglich zum Gesetz werde und wir der jahrzehntelang unter der Herrschaft des Fremdrechts stehenden Bevölkerung der rückgegliederten Gebiete dieses wertvolle Stück ungarischer Rechtskultur als Geschenk darbieten können.

EIN VERGESSENER WIENER MUSIKER IN SIEBENBÜRGEN

VON STEFAN LAKATOS

Die musikalische Bildung Siebenbürgens schloss sich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts an die Musikkultur des Westens an. Fremde Musiker wanderten ein und übernahmen bald die Leitung des Musiklebens. Zu Ende des 18. Jahrhunderts gab man in Klausenburg (Kolozsvár) Operaufführungen. Das Theaterorchester bestand aus zehn-zwölf Musikern — grösstenteils entlaufenen österreichischen Militärmusikanten — die sich nebenbei auch mit Musikunterricht beschäftigten, obwohl sie dazu keine gründlichere Vorbildung besaßen. Ernstere Anforderungen an den Musikunterricht stellte zuerst der Hochadel von Siebenbürgen, jene Schicht des Hochadels, die das Interesse für Musik aus Wien mitgebracht hatte und sich auch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts von dort die Musiklehrer verschrieb. So kam Philipp *Caudella* nach Siebenbürgen als Klaviermeister der *Polyxena Wesselényi*, der späteren Gattin *John Paget's*. Auf diese Weise kam auch *Georg Ruzitska* 1810 als Musiklehrer der Familie des Barons *Johann v. Bánffy* ins Land.

Baron *Johann v. Bánffy* suchte einen tüchtig ausgebildeten Musiklehrer, der ausser dem Klavierunterricht auch von Musiktheorie — wie es damals hiess — dem „Generalbass“ etwas verstand. *Ruzitska* musste seine Fähigkeiten in Wien vor *Philipp Caudella* nachweisen und wurde unter drei Kandidaten — als der Beste — von *Graf Samuel Teleki*, dem Hofkanzler von Siebenbürgen, als Musiklehrer für die Familie des Barons *Bánffy* ausgewählt. Er erhielt ein Jahresgehalt von 600 Gulden und Verpflegung. Für die damalige Zeit war dies ein sehr bedeutendes Einkommen, erhielten doch die Lehrer des 1819 in Klausenburg eröffneten Musik-Konservatoriums nur ein Jahresgehalt von 300 Gulden. *Georg Ruzitska* verdiente aber auch die hohe Dotierung, einesteils zufolge seiner allgemeinen Bildung, andernteils auch als vorzüglicher Musiker. Nach Vollendung seiner Mittelschulstudien besuchte er einige Semester an der Wiener Universität.

Ruzitska entstammte einer mährischen Musikerfamilie. Sein Vater, Wenzel Ruzitska war Hornist am Wiener Hoftheater und Hoforganist. Er hatte sechs Kinder, fünf Söhne und eine Tochter. Drei Söhne: Wenzel, Franz und Georg erzog er zu Musikern; alle drei liessen sich in Südosteuropa nieder. Wenzel und Franz verdienten ihr Brot in Bukarest, während Georg nach Siebenbürgen gelangte. Über Georgs Lebensumstände sind wir wohl unterrichtet, da er eine Selbstbiographie hinterliess, deren Handschrift in dem Archiv des Budapester Nationalmuseums aufbewahrt wird.

In den ersten Jahren lebte Georg Ruzitska auf dem Gut der Familie Bánffy in Nagyfalú, wo er den beiden Adoptivtöchtern der Familie, den Töchtern des Grafen Karl Nemes, Klavierunterricht erteilte. Da ihm dieser viel freie Zeit liess, eignete er sich die italienische und französische Sprache bald in dem Masse an, dass er z. B. *Tasso's* „Befreites Jerusalem“, ferner die zu seiner Zeit bekanntesten Werke von *Voltaire*, *Boileau*, *Barthelemy*, *Rousseau* und *Fénélon* im Original lesen konnte. Auch in der Musik bildete er sich weiter aus, erlernte das Geigen- und Cellospiel und schrieb kleinere Kammermusikwerke für den Hausgebrauch. Als seine Schülerinnen heirateten, zog Ruzitska nach Klausenburg, wo er von früher her viele Bekannte und Freunde hatte, da die Familie Bánffy den Winter gewöhnlich in Klausenburg verbrachte und stets auch Ruzitska mitnahm. Er hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft in den besten Musikerkreisen der Stadt; zu diesen gehörte Anton Poltz, der erste Direktor des Konservatoriums, der Klavierlehrer Josef Grosspeter, der pensionierte Militärkapellmeister Wendt und Philipp Caudella, vor dem er seinerzeit in Wien Probe spielen musste. Caudella war Klavierlehrer im Hause des Barons Wolfgang v. Wesselényi. Dieser — ein leidenschaftlicher Musikfreund — machte häufig Hausmusik, zu der die besten



Musiker der Stadt bei ihm zusammenkamen. An solchen Abenden wurden Werke von *Cramer*, *Beethoven* und *Clementi* gespielt.

In Klausenburg lebte Ruzitska gleichfalls vom Klavierunterricht, den er sowohl in hochadeligen, als auch in bürgerlichen Familien erteilte. Er war der gesuchteste und beliebteste Musiklehrer der Stadt. Bald heiratete er und kaufte ein Haus auf dem Platze, wo heute das unitarische Kollegium steht. Sein Ansehen wuchs immer mehr; jeder Musikfreund verkehrte in seinem Hause, denn er sorgte mit sicherem Geschmack dafür, dass seine Gäste die wertvollsten Musikwerke in der besten Aufführung zu hören bekamen. Kurze Zeit war er auch Kapellmeister des Klausenburger Nationaltheaters. Damals kam auch der junge Franz Erkel nach Klausenburg; Ruzitska verband mit ihm bald warme Freundschaft, der aber das Engagement Erkels bei dem Ofner ungarischen Theater ein Ende machte. Warme Freundschaft verband Ruzitska auch mit dem Gelehrten Samuel *Brassai*, der bei ihm Klavierstunden nahm. Brassai war ständiger Gast der Musikabende im Hause Ruzitska.

Da es um das Jahr 1830 keinen bekannteren Musiker in Klausenburg gab, besonders aber keinen, der grösseres Ansehen genoss, als Ruzitska, wählte man ihn bei der Neuorganisation des Musik-Konservatoriums 1835 zum Direktor. Fünfunddreissig Jahre, bis zu seinem 1869 erfolgten Tode, stand er an der Spitze der Musikschule, in der er der hohen musikalischen Bildung eine sichere Heimstätte schuf. Ruzitska besass nicht nur selbst eine hohe musikalische Bildung, sondern bewährte sich auch als vorzüglicher Organisator. In kurzer Zeit schuf er ein philharmonisches Orchester, dem er selbst als Kapellmeister vorstand. In diesen Jahren erwarb er sich als Förderer der musikalischen Bildung in Klausenburg bedeutsame Verdienste. Die Werke der grossen Klassiker der Musik, *Haydn*, *Mozart* und *Beethoven* brachte zum erstenmal das von ihm geleitete Orchester zum Vortrag. Die musikalischen Veranstaltungen Ruzitska's galten gleichsam als Feste; an seinen Konzerten erschien denn auch die ganze gebildete Bürgerschaft der Stadt.

Die hohe Achtung, die ihm das Bürgertum entgegenbrachte, verdankte er seinen gediegenen musikalischen Kenntnissen, seinem umfassenden Wissen, seiner Bildung und seinem festen Charakter.

Auch die Kirchenmusik verdankt ihm ihren Aufschwung in Klausenburg. Stets sorgte er für die Aufführung von Singmessen. Ruzitska war es, der *Händels* „Messias“, die Krönungsmesse von *Mozart* und die C-Dur-Messe von *Beethoven* zum erstenmal zur Aufführung brachte. Als Organist der Piaristenkirche spielte er zuerst

Werke von J. S. *Bach* in Klausenburg. Mit grossem Eifer regte Ruzitska die Piaristenväter an, in ihrer Kirche eine neue Orgel bauen zu lassen; ihm gebührt das Verdienst, dass 1849 in Klausenburg die beste Orgel der Zeit mit zwanzig Registern und zwei Klaviaturen erklang.

Ruzitska war auch als Komponist bedeutend. Seine Werke wurden nach seinem Tode unverdienterweise vergessen. Die beachtenswertesten sind eine Ouvertüre „Zrinyi“, eine dreiaktige Oper „Alonso“ — die 1829 in Pest zur Aufführung gelangte —, vier Messen, das D-Moll Requiem, vier Streichquartette, drei Streichquintette, eine Symphonie für grosses Orchester, die er nach dem ersten Streichquintett schrieb und ein für Orchester und Chor vertontes Gedicht *Petőfis*. Ausserdem gab er eine Gesangschule heraus, die 1838 bei Johann Tilsch in Klausenburg erschien. Schliesslich gibt es von ihm noch einige Bearbeitungen, Phantasien und Variationen für verschiedene Instrumente mit Klavierbegleitung. Seine Handschriften werden zum grössten Teil im Archiv des Budapester Nationalmuseums bewahrt.

Georg Ruzitska war einer der bedeutendsten Musiker Siebenbürgens; seine Bedeutung wird noch dadurch erhöht, dass er der erste war, der der hohen musikalischen Bildung hier das Bürgerrecht erwarb und dieses zarte Pflänzchen mit Hingabe, Verständnis und Liebe pflegte. Seine Verdienste um die Entwicklung des Musiklebens in Klausenburg und Siebenbürgen bleiben unvergänglich.

DAS MINDERHEITENINSTITUT DER UNIVERSITÄT FÜNFKIRCHEN (Pécs)

VON EMERICH BÉDI

Nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges verlor Ungarn einen grossen Teil seines Gebietes. Nach dem Verlust der Minderheitengebiete, in denen allerdings überall auch Ungarn in grosser Zahl lebten, beherrschte weite Kreise des Ungartums die Ansicht, dass an diesen Gebietsverlusten das Ungelöste des Nationalitäten-, oder wie man nach dem Weltkrieg sagte, Minderheitenproblems schuldig sei. Andererseits lenkte auch der Umstand die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung Ungarns auf diesen Fragenkreis, dass der Staat Gebiete verloren hat, die einen integrierenden Bestandteil des ungarischen Reiches bildeten und dass auf diesen Gebieten Ungarn in geschlossenen Massen lebten. Die in Angriff genommene gesellschaftliche Arbeit hatte indessen naturgemäss nur propagandistischen Charakter; ihr Hauptverdienst war, dass sie das Problem stets auf der Tagesordnung hielt. Die grosse Wichtigkeit der Frage erforderte jedoch auch wissenschaftliche, d. h. systematische Behandlung. Nach wenigen Jahren drang die Erkenntnis dieser Notwendigkeit in der Öffentlichkeit durch und sofort begann die Arbeit. Im Jahre 1926 entstanden in Budapest das *Staatswissenschaftliche* und das *Soziographische Institut*. Diese leisteten aber nur interne Arbeit, die nicht vor die Öffentlichkeit gelangte.

Bald aber trat immer mehr die Notwendigkeit in den Vordergrund, die Forschungsergebnisse auch dem Publikum mitzuteilen, vor allem um dadurch die Erziehung einer in allen Beziehungen der Minderheitenfrage beschlagenen Jugend wirksam zu fördern. Zur Lösung dieser Aufgabe schienen die Universitäten am geeignetsten. In diesem Sinne begann der gegenwärtige Leiter des Minderheiteninstituts an der Universität Fünfkirchen (Pécs), Prof. Dr. Franz *Faluhelyi* im Jahre 1928 seine Arbeit, die zum Ergebnis führte, dass das Kultusministerium 1935 die Errichtung von Minderheiteninstituten an den vier Universitäten des Landes genehmigte. Interne Arbeit wurde an der Universität Fünfkirchen (Pécs) schon vor der Errichtung des Instituts geleistet, doch nahm sie erst nach 1935 wirklichen Aufschwung.

Gegenwärtige Organisation und Arbeitsplan des Instituts haben sich im Laufe der Jahre auf Grund der praktischen Erfahrungen ausgebildet.

An der Spitze des Instituts steht der Direktor. Neben ihm ist ein Dozent tätig, dessen Aufgabe die unmittelbare Leitung der Arbeit auf Grund der Zielsetzungen des Direktors bildet. Im Einzelnen umfasst seine Tätigkeit folgende Aufgaben: allgemeine Leitung, d. h. Leitung der Arbeit der einzelnen Abteilungen und der Aufarbeitung von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften, die Zusammenstellung des Programms der Seminarsitzungen, möglichst zu Beginn der Arbeitsperiode für das ganze Jahr; ferner die Einführung der Seminarmitglieder im ersten Semester in die Probleme der Minderheitenfrage im Rahmen eigener Sitzungen, die Leitung der Minderheitenrubrik der Zeitschriften, schliesslich die Verwaltung des Instituts (Materialanschaffung, Aufsicht über den Bücher-, Zeitungs-, Zeitschriften-, Kartenbestand und Sammlungen, Korrespondenz u. a. m.).

Das Institut arbeitet mit Hilfe seiner Mitglieder. Es gibt innere, auswärtige, korrespondierende und fördernde Mitglieder. Die eigentliche Arbeit leisten die inneren Mitglieder, die aus den Reihen der Studenten und Kandidaten hervorgehen. Wirkliches Mitglied wird aber nur, wer nach einer Tätigkeit von vier Monaten in den Grundproblemen der Minderheitenfrage bewandert ist. (Zu diesem Zwecke fordert das Institut das Studium gewisser, die Grundprobleme der Minderheitenfrage behandelnder Werke.) Hat jemand zwei Jahre im Institut gearbeitet, so erhält er das Abzeichen des Instituts und das Recht, Leiter einer Abteilung zu werden.

Zur erfolgreicheren Durchführung der Arbeit sind die Mitglieder in Abteilungen geteilt. Diese Gliederung wurde durch die Praxis ausgebildet, als mit der Erweiterung des Arbeitsgebiets die durchgehende systematische Arbeit immer schwieriger wurde. Gegenwärtig bestehen folgende Abteilungen: 1. Abteilung für allgemeine Fragen der Minderheiten und des Minderheitenrechtes. 2. Abteilung für oberungarische (tschechoslowakische, heute slowakische) Beziehungen der Minderheitenfrage. 3. Rumänische Abteilung. 4. Südslawische Abteilung. 5. Abteilung zur Untersuchung der west- und innenungarischen Minderheitenverhältnisse. 6. Abteilung zur Untersuchung der Lage der Amerika-Ungarn. 7. Abteilung für Fragen anderer Minderheiten.

Die Abteilungen arbeiten zunächst unter der Führung der Abteilungsleiter. Ihre Aufgabe ist, sämtliche einschlägige Fragen mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, was vor allem mit Hilfe der aus den betreffenden Gebieten stammenden Zeitungen und Zeitschriften, sowie der

Fachwerke geschieht. Die Zeitungen und Zeitschriften halten Tagesereignisse fest, während die Bücher und z. T. die Zeitschriften zur Grundlage von wissenschaftlichen Untersuchungen dienen. Die Anzahl der Zeitungen beträgt 60 bis 65 (der Krieg brachte einen Rückfall), die der Zeitschriften etwa 30. Sie liefern ein riesiges Material, das ohne entsprechende Ordnung unbrauchbar wäre. Anfangs wurden die Zeitungsartikel ausgeschnitten und geordnet aufbewahrt, heute werden sie katalogisiert und entsprechend eingeordnet. Die Abteilungen berichten über ihre Tätigkeit in den wöchentlichen Seminarsitzungen.

Auch die Bibliothek soll ähnlich bearbeitet werden, wie die Zeitungen und Zeitschriften. Die Mitglieder erhalten die Bücher zur Besprechung in den Seminarsitzungen, während die über die Bücher geführten Karthoteken entsprechend eingeordnet werden. Die Bibliothek ist nach folgenden Gesichtspunkten gegliedert: allgemeine Minderheitenfrage und Minderheitenrecht; tschechoslowakische, bzw. slowakische, rumänische, serbische, ungarische Minderheitenfrage; bulgarische und andere Minderheiten. Beachtenswert ist das Bestreben, die ungarische schöne Literatur der Nachfolgestaaten im Rahmen der Bibliothek zu sammeln.

Gemeinsame Arbeit bildet ausser der Bearbeitung der Presseerzeugnisse vor allem das zusammenhaltende Organ des Instituts: das Seminar. Die Seminarsitzungen führen die Jugend in die Minderheitenfrage ein, geben Gelegenheit zur Vorlesung und Beteiligung an Vorträgen mit anschliessender Debatte. Um die Sitzungen des Seminars in ein System zu bringen, wird jedes Jahr je ein Fragenkomplex in den Vordergrund gestellt und untersucht. Solche Fragen sind: Gestaltung der Nationalitätenfrage im Vorkriegsungarn und ihre Lehren. — Wie könnte nach der Rückeroberung der tausendjährigen Grenzen Ungarn vom Standpunkt der Nationalitäten aus aufgebaut werden. — Im laufenden Jahre wurde die Gestaltung und Entwicklung der Rassen- und Nationalitätenfrage im Laufe der Geschichte und ihr Einfluss auf Ungarn behandelt.

All dies ist innere Arbeit, die der auswärtige Betrachter kaum bemerkt. Da aber das Ziel des Instituts ausser der Erziehung der Jugend auch die Aufklärung der breiten Öffentlichkeit ist, wurden auch hiezu geeignete Mittel gesucht. Solche sind in erster Linie die Veröffentlichungen des Instituts, deren bisher 11 erschienen sind. Davon behandeln vier die ungarländischen Minderheiten, vier das Ungartum der Nachfolgestaaten, eine die Minderheitenfrage im allgemeinen. Eine ständige Verbindung mit dem Publikum stellt der *Kisebbségi*

Körlevél („Minderheiten-Rundschreiben“) und der *Kisebbségi Stud* („Minderheiten-Stud“) dar. Erstere ist die Zweimonatschrift des Instituts, die im Umfang von je 64 Seiten bereits im 5. Jahrgang erscheint; ihre Aufgabe ist, nach aussen hin die Tätigkeit des Instituts zu bezeugen, der Aufklärung der Öffentlichkeit zu dienen und den Mitgliedern des Instituts Gelegenheit zu geben, mit ihren Arbeiten vor die Öffentlichkeit zu treten. Der *Kisebbségi Stud* erscheint seit Anfang d. J. 1939. Es ist eine wöchentlich im Rahmen des *Statisztikai Tudósító* (Statistische Nachrichten) erscheinende Veröffentlichung in Steindruck, die sich zum Ziel setzt, besonders die Minderheitenfragen der einzelnen Nachfolgestaaten statistisch aufzuarbeiten und das einschlägige Material, sowie die wichtigsten, die Minderheiten der Nachfolgestaaten betreffenden Ereignisse vor allem den Tageszeitungen und anderen Interessenten zur Kenntnis zu bringen. Das Material dieser Nachrichten wird, abgesehen von der Arbeit einiger ausländischer Berichterstatter, von den Mitgliedern des Instituts zusammengestellt.

Im Dienste der Öffentlichkeit steht auch das Bestreben, die Minderheitenrubrik einzelner Zeitschriften durch das Institut zu leiten. Gegenwärtig wird diese Arbeit in den Zeitschriften *Külügyi Szemle* („Aussenpolitische Rundschau“) und *Láthatár* („Horizont“) geleistet.

Zur Aufklärung der Öffentlichkeit, besonders des Publikums von Fünfkirchen und der Baranya dienen die jährlich in Fünfkirchen abgehaltenen Minderheiten-Kulturtagungen. An diesen wird das Problem der Nachfolgestaaten vor dem Publikum behandelt, meist durch Vortragende aus den Nachfolgestaaten. Die Kulturtagungen bestehen aus zwei Teilen: aus einer Wirtschaftsenquete und einem literarischen Kulturabend im Nationaltheater. Die 4. Kulturtagung im Dezember 1940 wurde gelegentlich der Rückgliederung eines Teils von Siebenbürgen der Siebenbürger Frage gewidmet, mit einem Überblick über die Probleme der rückgekehrten, wie der bei Rumänien verbliebenen Teile.

Zum Teil für die Öffentlichkeit, zum Teil zu innerem Gebrauch werden auch Karten und graphische Darstellungen verfertigt, die die genauere Beleuchtung gewisser Minderheitenprobleme bezwecken. Vor allem wurde die volkliche Gliederung der Komitate Transdanubiens untersucht und graphisch dargestellt.

Um über die Tätigkeit des Instituts ein geschlossenes Bild zu gewinnen, müssen noch die Sprachkurse erwähnt werden, die den Mitgliedern Gelegenheit geben, die Sprachen der Nachfolgestaaten zu erlernen, die wissenschaftlichen Preiskonkurrenzen, die zum Teil für die Mitglieder, zum Teil für die Selbstbildungsvereine der höheren

Schulen veranstaltet werden, um so das Interesse der Jugend der Minderheitenfrage zuzuwenden, die Lichtbild-Preiskonkurrenzen, die das Festhalten und Sammeln der Tracht, Bauart und Siedlung der ungarländischen Minderheiten bezwecken, das „Minderheitenpantheon“, das die Kenntnis der führenden Männer, der wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Grössen des abgetrennten Ungartums vermitteln will, und schliesslich das Abzeichnen des Instituts, das die vollberechtigten, die auswärtigen und fördernden Mitglieder erhalten. Dieses besteht aus einem grossen und vier darum in Kreuzform untergebrachten kleinen Kreisen. Der grosse Kreis ist das Symbol von Rumpfungarn, die vier kleinen bedeuten die abgetrennten Ungarn. Die Strahlen der vom grossen Kreis umfassten Heiligen Krone halten die vier kleinen Kreise zusammen; das Ganze umgibt eine Dornenkrone.

Durch diese Mittel und auf diesem Wege ist das Institut bestrebt, sein Ziel zu erreichen. Es ist dies die wissenschaftliche Ausbildung der Universitätsjugend auf dem Gebiet der Minderheitenfragen und Arbeit im Dienste des gesamten Ungartums. Es ist also die Erziehung einer berufstüchtigen Generation, die die rechtliche, kulturelle, politische und wirtschaftliche Lage der ungarischen und der in Ungarn lebenden nationalen Minderheiten, sowie die Minderheitenverhältnisse in den Nachfolgestaaten aufs gründlichste kennt.

Országos Széchényi Könyvtár

W E L L E N G R A B

VON JOSEF NYIRÓ

Sein Leichnam blieb in den roten, krummen Wurzeln der Weide hängen, dort, wo das spielende Wasser des Alt sich an den Felsen bricht. Der launische Fluss hob die braune Muschel seines Ohres über den Wasserspiegel, es war, als ob sie auf eine letzte Botschaft der Erde lauschen würde. Droben am Ufer war die Wiese üppig, wie das Nest des Märchenvogels, geschmückt mit Muscheln, schillernden Falterflügeln und seltsamen Blumen. Die Sonne fällt senkrecht in den Alt, sie zaubert tausend Farben in das Wasser, in dem sich der blaue Himmel bricht. So ruht der einsame junge Körper im Unendlichen. Nackt, weil er unschuldig ist, unschuldig, weil tot. Weder Blut, noch Sonne können ihn mehr durchwärmen, aber er ist schön und anziehend, wie der funkelnde Spiegel, der die Lerche vom Himmel lockt.

Hierher legte er sich also, damit ihn immer bescheine: am Tage die gesegnete Sonne, nachts der gesegnete Mond. Über seinem Wassergrab verstummt jeder menschliche Sinn und es wird überflüssig, zu fragen: — Wer bist du? Denn es ist ja offenbar, dass nicht eine augenblickliche Laune des Schicksals ihn tötete; er selbst wollte es so. So gehe ich durch das hüftenhohe Gras, um die Spuren seiner Tat zu suchen.

Zuerst fand ich seinen runengeschmückten Stab — dort, wo das Wasser des Alt aus den Granitfelsen hervorbricht, wo die Tanne ihren Weg verliert und das Land der Blumen beginnt. Auf den Stock warf er seinen Hut, die Kleider lagen dabei. Etwas weiter davon die Asche der Feuerstätte, das Lager des weidenden Pferdes, sie sind noch unberührt. Rings um die Reste des nomadischen Feuers liegt die tiefe Stille von Erde und Wasser.

Gestern noch ging sein Blick von hier nach dem Westen. (Schlecht getan!) Seine Schritte zogen einen Pfad durch das Gras bis zum Rande des tiefen Abgrundes. Sein letzter Weg blieb uns also. Schon erkenne ich ihn.

Ihr, Pferde mit Zauber Besprechende, Stürme mit leichter Hand Meisternde, Wasser in Feuer Sprengende, nach Sternen euch Richtende, schimmernde Seide Kennende, blühende Blumen auf Stäbe Schnitzende, er ist euer letzter Spross, dessen rosiges Kindergelenk noch mit rohem Goldfaden unwunden wurde. Jüngling, gestärkt durch die Wärme der Mutterbrust und des Pferderückens, der mit mutiger Abkehr vom Glauben des Westens das Schädelmal auf sein Zelt heftete. Er ist der grosse Freie, der Flüchen und Gefahren trotz, der nie zu gewöhnende Fremde, der seine Sprache aus dem asiatischen „Ü“ gestaltete, denn dies war der

Laut der angespannten Kräfte, damals, als die Welt durch ihn vernichtet wurde.

Ich beuge mich zärtlich über den Körper und hauche ihm zu:

— Gib Rechenschaft, warum starb dein Pferd nicht mit dir? Auch wenn deine braune Farbe verblasste, ist dies doch der Brauch. Tausend und etliche Jahre zählen da nicht.

Da entdecke ich freudig, dass das Pferd mit Schlamm bedeckt ist.

— Ach so. Vergib! Du hast es getan, aber das treulose Tier verliess dich, weil du ihm zu sehr vertrautest. Du hast die Zügel weggeworfen, damit sein Tod unberührt sei; aber du hast vergessen, dass diesseits des Kaukasus auch dein Tier verdorben wurde.

— Während du dort unten die Wurzeln der Gräser umarmst, lauscht jetzt dein Ohr gewiss auf sein Traben. Du würdest weiterziehen, ein phantastischer Wasserreiter, der in seinem grossartigen Irrgang über die Wasser nach Asien heimkehrt, denn kein anderer Boden kann seine Menschenlast an sich binden.

Ich beuge mich über das erkaltete Ohr und beruhige ihn:

— Gleich lasse ich dich auf deinen Weg. Nur habe ich noch mit deinem Stock zu tun, denn ich kann die Zeilen nicht unbesprochen lassen, die du in uralten Zeichen geschnitzt hast, den weichen Schatten deines Mundes über sie beugend.

— Das ist richtig, der Gedanke kam mir erst jetzt, aber irgendwann dämmerte er schon in dem Urnebel, an der Grenze der Lebensmöglichkeiten. Dein Liebesstab ist schöner als jedes Reis, das jemals aus Mythos und Glauben erblühte. Sein Beginn ist dem Gedanken des Alls verwandt und berufen, die Melodie unserer Liebe zu führen. Dann schriebst du noch einige Gesetze, doch die mögen unberührt bleiben.

— Deinen Hut, der nie jemanden grüsste — nicht aus Stolz, sondern aus der Würde des Selbstbewusstseins — ich lege ihn weg und nehme den mit deinen Worten geschmückten Stab in meinen freundschaftlichen Besitz. Es muss dein Wille sein, dass die roten Wangen deiner Liebsten nicht seinetwegen verwelken, aber ich werde mit ihm über deinem Grabe dein Ross erschlagen, damit deine Ruhe vollkommen sei. Das bin ich dir schuldig. Dann, hoffe ich, versinkt auch dein Ohr, Horcher aus dem Jenseits, in den Wellen.

— Oder, wie denkst du — wäre es richtiger, das Ross mit Manneskräften bezwingend, deine Vorstellung zu verwirklichen? Dir so einen Dienst zu erweisen und sich nach dem neuen Glauben des Wassers in den Tod zu taufen?

— Ich werde es bedenken, dies und jenes überlegen, und wenn auch meines Feuers Asche erkaltet ist, werde ich mit diesem Stock das Pferd zu seinem letzten Sprung jagen.

— Wir sind enig. Ich habe nichts dagegen, möge meine ewige Rast im Wasser sein.

Dieser Bursche hat recht.

Das In-die-erde-graben ist das kraftlose Versinken der passiven, unbewussten Seelen. Sklavenmythos der Verrenkung durch Würmer und schmutzige Feuchte in der lichtlosen Grube. Sie sind die Lastträger der Menschheit, das Gewicht der Erde in das Leben des Jenseits hinüberschleppend. Daher krümmen sich ihre Gräber aus der Erdkruste, wie traurige Zugtierrücken.

Der Feuertod ist listig, wie das Züngeln der Flammen; bereitwillig, wie ein Märtyrer, fiebernd, launisch. Das ohnmächtige Zusammenstürzen des ewigen Hasses. Glorienschein um einen Schlangenkopf. Übrigens ein gewöhnlicher Tod. Ein überlegener, gewichtloser, bitterer römischer Witz.

Den Menschen im Wasser zu begraben, wie es mein Gefährte tat, war schon nach der alten turanischen Metaphysik gebräuchlich.

Anderen Völkern ist dies unmöglich.

Den Toten des Meeres wird ein Stein um den Hals gebunden. Uns zieht das Herz hinab. Das Wasser, Element der Durchgeistigung, erleichtert, kühlt das heisse Hirn, reinigt es von der letzten zwingenden Träne. Und in der Tierwelt können nur die Fische nicht klagen. Die Wasser kommen von den schönen Bergwiesen, duftend von allen Blumen der Heimat, nachts sind sie Silbersarg, tags güldener Sarg. Auch das heimlichste Bächlein bringt ein Sandkorn seiner Erde, und es beginnt das nie aufgehörende, unnachahmliche Begräbnis. Ein ganzer Erdteil begräbt. Über uns zeichnen, messen die Smaragdlibellen in ihrem kreisenden Flug das Ausmass des Grabes. Es ist gerechterweise immer so gross, als der Mensch auf der Erde einnahm. Wer wäre gross genug, dies zu verdienen?

Auf der Erde wurde das Wort ausgesprochen, da kam dieser Tote herauf, um die schrecklichen Erfahrungen zu holen. Aber worauf wartet er? Ist es ein Wort, ist es Feuer oder Blut, das ihn zur Ruhe kommen lässt?

Wenn auf der Erde dieses eine Wort gesprochen wird, erst dann kann das grosse Hinsinken in den Frieden kommen.

Ich war davon überzeugt und wartete bis zum dritten Tage.

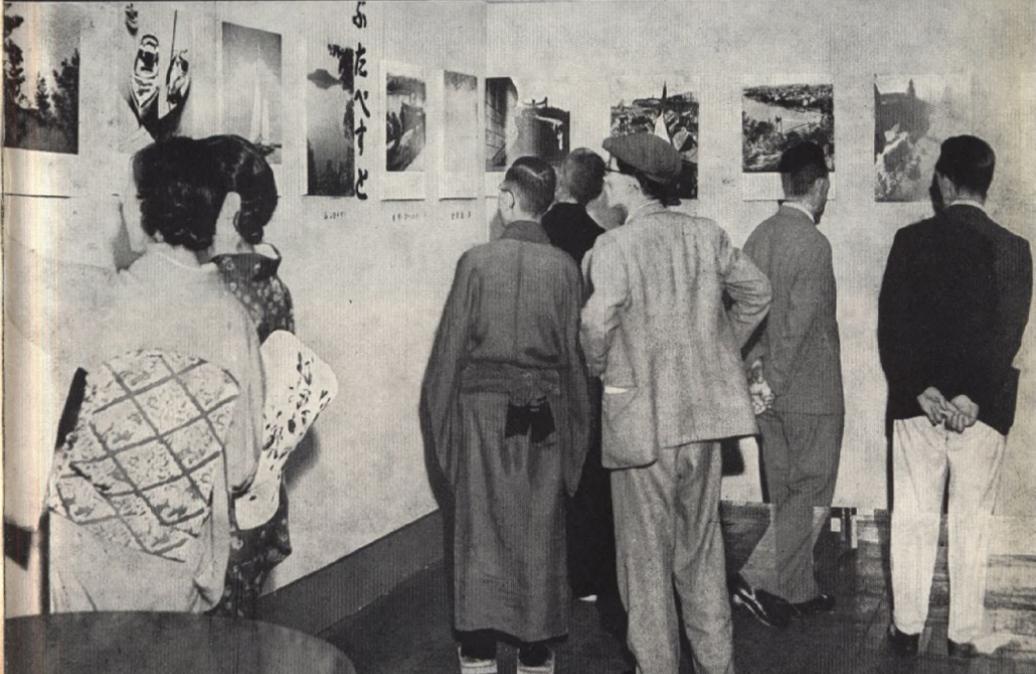
Da war der Tote verschwunden.

Der unbekante Besitzer des Ufers durchschnitt die Wurzel, die ihn hielt, und stiess ihn in die Strömung. Er wollte sein fettes Gras nicht zertreten lassen, wenn viele Leute um den Toten kämen.

Dies aber konnte nur in der dunkelsten der Nächte geschehen, als auf der Erde der Teufel den Tod küsste und nur die schwarzen Hunde in den Dörfern bellten.

UNGARISCHER PHOTOKÜNSTLER IN JAPAN

Unsere Leser finden in der nebenstehenden Bilderbeilage lebensvolle Aufnahmen des in Japan tätigen ungarischen Photokünstlers Franz Haár. Bilder und Künstler verdienen in gleicher Weise Beachtung, hat es doch mit der Japanreise Haárs eine ganz eigenartige Bewandnis. Franz Haár ist ein Sohn Siebenbürgens. Er lernte zunächst in der engeren Heimat, besuchte dann die Kunstgewerbeschule in Budapest und war mehrere Jahre als Innenarchitekt tätig. Eine unwiderstehliche Leidenschaft für die Photokunst hiess ihn das Handwerksmässige regelrecht erlernen. 1937 bestand er die Meisterprüfung des Photohandwerks. Schon vorher, als Geselle beteiligte er sich eifrig und mit bestem Erfolg an verschiedenen Photoausstellungen, zuerst im Lande, dann in Italien, in der Schweiz, in Paris, Amsterdam, Boston, New York und anderen Städten. In Budapest und Amsterdam erhielt er 1936 die goldene Ausstellungsmedaille, 1937 bei der Fremdenverkehrskonkurrenz der Hauptstadt Budapest den ersten Preis. Von den wichtigen Aufträgen, die man ihm erteilte, verdienen vor allem die Bilder der Nationalen Druckwerk-Ausstellung Aufmerksamkeit. In deutschen, italienischen, englischen und amerikanischen Zeitschriften trat Haár für die Förderung der Photokunst wiederholt auch schriftstellerisch ein. 1939 begab er sich nach Paris, wo er sich mit jungen japanischen Künstlern befreundete. Diese erkannten seine einzigartige Begabung, knüpften weitere Beziehungen an und setzten es durch, dass Haár nach Tokio berufen wurde, um dort in der Photokunst Unterricht zu erteilen und praktisch tätig zu sein. Seine Photoausstellung im Juni 1940 fand allgemeine ungeteilte Anerkennung. Im Rahmen dieser hielt Haár mehrere Vorträge über moderne Photokunst zunächst in Fachkreisen, dann im japanischen Rundfunk auch in ungarischer Sprache. Gegenwärtig ist er als künstlerischer und technischer Leiter bei Kulturfilmaufnahmen in Kyoto und Nara, den zwei ältesten Städten Japans und um den Berg Fuji, den heiligen Berg der Japaner, tätig. Ein schönes Zeugnis der Kunst Haárs ist das unlängst erschienene Album seiner Japanreise, dem zwei weitere grossangelegte Bilderbücher folgen sollen. Die nebenstehenden unveröffentlichten Bilder zeigen kennzeichnende japanische Bauten und Momente aus dem Leben des japanischen Menschen.



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Klassisches japansches Gebäude.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Tempelgang der Japanerinnen.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Tempelhof in Kyoto.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Schicksalsgemeinschaft der Tat.

Diese Worte aus der Ansprache des Reichsaussenministers von Ribbentrop hebt die deutsche Presse mit besonderem Nachdruck in den warmen und eingehenden Berichten über den Besuch des ungarischen Aussenministers Ladislaus von Bárdossy in der Reichshauptstadt hervor. Besonders sei auf den Bericht in der *Berliner Börsen-Zeitung* (Morgen-Ausgabe 22. März 1941) verwiesen, in dem auch Grundsätzliches zur deutsch-ungarischen Kameradschaft behandelt wird: „Die Festigkeit und Tiefe der deutsch-ungarischen Freundschaft basiert nicht allein auf historischen oder gefühlsmässigen Momenten, auch nicht allein auf der klaren Erfassung der Realitäten und des schicksalhaften Aufeinanderangewiesenseins. Ihren stärksten Impuls erhält diese Freundschaft daraus, dass beide Teile ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, ihren Willen zu enger Kameradschaft durch die Tat erhärten haben“.

Ungarn, die Sportnation des Südostens. Reichssportführer von Tschammer und Osten hielt am 21. März in Budapest auf Einladung der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft einen Vortrag über Grundfragen der deutschen Leibeserziehung, der in weitesten Kreisen der ungarischen Öffentlichkeit lebhaften Widerhall fand. Ein lebendiges Bild der Arbeit auf dem Gebiete des Sports im Reich gab der Reichssportführer auch in seiner Erklärung, die in der *Deutschen Zeitung* (22. März 1941) erschien. Mit grosser Anerkennung gedachte dabei der Reichssport-

führer auch der sportlichen Leistungen Ungarns: „Die sportlichen Leistungen Ungarns — so lautet dieser Teil seiner Erklärung — gehen auf Jahrzehnte, ja auf Jahrhunderte zurück. Ich behaupte sogar, dass Ungarn die Sportnation des grossen europäischen Südostraumes ist. Greifen wir auf die jüngste Zeit zurück, so beweisen allein die unerhörten Leistungen des ungarischen Sportes während der Olympischen Spiele 1936, dass solche Gipfelpunkte der Leibeserziehung ein sichtbar guter Spiegel der körperlichen Verfassung des Volkes sind. Gewiss hat ein so grosses, wenn ich so sagen darf, bäuerliches Land, wie Ungarn viel grössere Schwierigkeiten als ein industriereiches, von der Bevölkerung stark durchsetztes Land, wie es Deutschland ist, zu überwinden. Der Bauer ist schwer zur Leibeserziehung zu bringen. Sobald er aber im Frieden seine Soldatenpflicht erfüllt, kommt er, so wie es in Ungarn wirklich der Fall ist, aus seinem heimatlichen Dorf in die Sphäre erweiterter Erziehungsformen, die ihm schliesslich das verschaffen, was er nötig hat, um ein widerstandskräftiger Soldat zu sein. Dass die ungarische Jugend sportbegeistert ist, stellte ich jedesmal, wenn ich die grosse Freude und Ehre habe, Wettkämpfen zwischen Ungarn und Deutschland, also Länderkämpfen, beizuwohnen, mit unverhohlener Freude fest“.

Jedermann versteht in Ungarn Deutsch. Im Zeichen dieser freudiger Erkenntnis berichtet der deutsche Publizist Harald Boeckmann über seine Eindrücke in der ungarischen Haupt-

stadt (*Esslinger Zeitung*, 17. Jan. 1941., *Mainfränkische Zeitung*, Schweinfurt, 18. Jan. 1941., *Stuttgarter N. S.-Kurier*, 19. Jan. 1941., *Bayrische Ostmark*, Bamberg, 23. Jan. 1941., *Neue Leipziger Tageszeitung*, 23. Jan. 1941.). „Mit der deutschen Sprache kommt man in Ungarn weiter als in irgendeinem anderen Land“ — stellt Verf. fest und berichtet dann: „Dem Reichsdeutschen sind die Tore der Behörden weit geöffnet. In jeder Buchhandlung überwiegt die deutsche Literatur, Emigrantenbücher sind ausgemerzt. Alle diese Feststellungen sind sicherlich nicht neu. Und doch — für jemanden, der Vergleiche mit den Ländern des Westens anstellen kann — ist die stets liebenswürdige Art der Ungarn eine angenehme Überraschung“.

Deutschland und Ungarn. Diese Überschrift trägt ein umfangreicher Aufsatz von Kultus- und Unterrichtsminister Bálint Hóman in dem Münchener Blatt *Die Bewegung* (11. März 1941). Mit besonderem Nachdruck hebt der Aufsatz die Mittlerrolle der Jugend beider Völker im gegenseitigen Kennenlernen hervor: „Das Kennenlernen des Partners ist für die ungarische Jugend eine bedeutend leichtere Aufgabe als umgekehrt, da die Kenntnis der deutschen Kultur in unserer Heimat eine wichtige Forderung der Schule ist. Die deutsche Sprache wird in unserer Heimat in allen Mittelschulen und Bildungsanstalten solchen Grades in bedeutender Stundenzahl gelehrt, und jeder gebildete Ungar eignet sich diese mindestens in einem solchen Masse an, das es ihm ermöglicht, die Produkte des deutschen Geisteslebens unmittelbar kennenzulernen. Wir wissen, dass zu einer Kenntnis unseres Volkes und unserer Heimat in solch weitem Ausmasse deutscherseits die natürlichen Voraussetzungen fehlen und auch nicht gegen-

ben sein können. Es wäre aber wichtig, würde sich im Rahmen der deutschen Intelligenz eine sachverständige Garde bilden, die sich auf Grund persönlicher Erfahrungen, Erlebnisse und Studien mit unseren Fragen befassen könnte. Wenn sich das Interesse der Öffentlichkeit dem Problem unserer Heimat mit gesteigerter Aufmerksamkeit zuwendet, könnte man es in dieser Richtung ausser durch Übersetzung guter ungarischer Werke in erster Linie mit Hilfe dieser Sachverständigengarde, die mit uns unmittelbar bekannt wurde, befriedigen.“

Jahrbuch des Museums der Bildenden Künste in Budapest. Vor wenigen Wochen erschien Bd. IX. des Jahrbuches des Museums der Bildenden Künste. Unter äusserst schwierigen Verhältnissen eröffnete Alexius Petrovics im Weltkrieg die Reihe der Jahrbücher, in ähnlicher Lage setzt heute seine Arbeit Dionys von Csánky, der gegenwärtige Oberdirektor des Museums fort. Die Ausstattung des neuesten, prachtvoll bebilderten Bandes verdient jede Anerkennung. Wie die früheren Bände, so enthält auch der neueste Band Forschungsergebnisse über das Material der Sammlungen des Museums. Wir geben einen kurzen Überblick des Inhaltes in der zeitlichen Folge der behandelten Kunstdenkmäler. Aladár Dobrovits weist über einen Männerkopf der unlängst zeitgemäss neugeordneten Ägyptischen Sammlung nach, dass dieser das Bruchstück einer stehenden Figur und ein kennzeichnendes Beispiel für die Bildnis-skulptur der Zeit der XIX. Dynastie sei. Zoltán Oroszlán bereichert seine sowohl kunstgeschichtlich als auch kulturhistorisch bedeutsamen Studien zur klassischen Archäologie mit einer neuen Reihe von griechischen und römischen Schauspielerfiguren und Masken der Antiken Terrakotten-Samm-

lung. In dem umfangreichsten Beitrag des Bandes behandelt Jolán Balogh italienische Skulpturen der Alten Skulpturensammlung, grösstenteils Werke des Quattrocento. Überlegene Stoffbeherrschung kennzeichnet ihre Arbeit, die zahlreiche Meisterbestimmungen auf Grund von Analogien und Kombinationen enthält. Wir heben aus der Reihe dieser den Engelkopf eines Sienerer Meisters des Trecento, den Marienbild eines Meisters aus Arezzo — Verfasserin rekonstruiert zugleich das ganze Lebenswerk dieses Meisters —, die Madonna des Francesco di Giorgio, den Erzengel des Gabriel Neroccio, den Engelkopf eines toskanischen Meisters aus der Übergangszeit zum Cinquecento, eine Madonnenskizze aus der Werkstatt des Jacopo Sansovino und die Pietà eines toskanischen Meisters aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts hervor. Das letzte Kunstwerk gibt Verfasserin Anlass, die Geschichte der ikonographischen Typen der ziemlich vernachlässigten Pietà-Darstellungen in festen Zügen zu umreissen. Nikolaus von Csánky untersucht zwei spätgotische Tafelbilder aus Wien; sie wurden für die Altdeutsche Sammlung des Museums erworben, die gleichzeitig mit der demnächst zu eröffnenden Alten Ungarischen Bildersammlung zusammengestellt wird; die eine ist die Christi Geburts-Tafel vom Meister des Albrechtsaltars, die andere die vom Verfasser entdeckte Anbetung der drei Könige-Tafel; beide sind wichtige Denkmäler für die Geschichte sowohl der deutschen als auch der ungarischen Malerei der Spätgotik. Ervin Ybl weist über das aus dem Ernst-Museum in die Alte Gemäldesammlung übernommene Bildnis der Königin Anna, der Gattin Ferdinands I. mit umsichtiger ikonographischer Kritik nach, dass es ein bisher unbekanntes Werk von Jakob Seisenegger sei. Eine andere Neu-

erwerbung der Alten Gemäldesammlung bestimmt Johann Héjjas als die Dorfkirmess von Pieter Bruegel dem Jüngeren, wobei Verfasser zugleich mehrere Probleme der Nachfolgeschafft Bauernbruegels in überzeugender Weise löst. Andor Pigler behandelt die im Besitz des Museums befindlichen florentinischen Gemälde des 17. Jahrhunderts, und bestimmt ihre Stellung in der immer mehr schwunglosen Malkunst der nach dem Ausgang der Renaissance verfallenden Stadt. In seinem zweiten Beitrag würdigt Ervin Ybl das Grabmal der Gräfin Stefan Károlyi in Fót, das neuentdeckte Werk von Stefan Ferenczy, dem Wiedererwecker ungarischer Bildhauerkunst im 19. Jahrhundert, und stellt es in das Lebenswerk des Künstlers ein. Es sei noch darauf hingewiesen, dass dem ungarischen Text der Beiträge eine vollständige deutsche Übersetzung beigelegt ist, so dass ihre Ergebnisse auch dem ausländischen Forscher zugänglich sind. Den Aufsätzen folgt ein Bericht über die Tätigkeit des Museums in den letzten drei Jahren, über die Ordnung der Sammlungen, die Eröffnung der Ausstellungen, den reichen Zuwachs und die Veröffentlichung der Kataloge. 1939 wurde die bisher dem Museum angehörende Ungarische Historische Bildersammlung ihrer Bestimmung entsprechend dem Ungarischen Historischen Museum einverleibt. Im Ganzen ist der Band ein würdiges Zeugnis des ersten ungarischen Kunstmuseums und seiner vornehmen Stellung unter den Museen Europas. Als Herausgeber leistete Dionys von Csánky vorzügliche Arbeit.

Neue Arbeiten aus dem Deutschen Institut der Universität Fünfkirchen (Pécs). Eine Reihe von beachtenswerten Studien zeugt über die rege Tätigkeit des seit Herbst 1940 nach Klausenburg (Kolozsvár) versetz-

ten Deutschen Institutes der Universität Fünfkirchen. *Der Vergleich des Lebens mit dem Theater* (Nr. 22) betitelt sich eine Arbeit von Ladislaus Buzás, in der zunächst das religiöse Grundempfinden der Zeit geklärt, die höfische Gesellschaft des Barocks gekennzeichnet, schliesslich das Leben und das Theater auf Grund der Werke von Opitz bis *Grimmelshausen* verglichen wird. Gyula Alpár behandelt in seiner Arbeit *Streit der Alten und Modernen in der deutschen Literatur bis um 1750*. (Nr. 16) die grossen Auseinandersetzungen um literarische Grundfragen und bietet dadurch manche bedeutende Beiträge zum Geschmackswandel. Helene Guth gibt ein lebensvolles Bild über *Die Aufnahme französischer Romane des 18. Jahrhunderts in Deutschland*, die auch der eigenständigen deutschen Romandichtung wirksam den Weg ebnete. Eugen Rothbard weist in seiner Studie *Hans Grimm und der deutsche Kolonialgedanke* (Nr. 13) auf die Bedeutung der Kolonialfrage als wirtschaftliches und seelisches Problem im deutschen Schrifttum hin und gibt sodann eine gründliche Analyse des grossen Romans von Hans Grimm. Über den *Geist der modernen deutschen Arbeiterdichtung* handelt die Dissertation von Karl Várhegyi (Nr. 24). Mit feinem Verständnis würdigt Verfasser das tiefe Verantwortungsgefühl der deutschen Arbeiterdichter von heute und weist mit besonderem Nachdruck darauf hin, wie in ihren Dichtungen das unerschütterliche Festhalten an Volk und Vaterland immer wieder zum Ausdruck kommt.

Besondere Beachtung verdienen zwei Arbeiten, die wichtige Beiträge zu den deutsch-ungarischen geistigen Beziehungen bringen. Béla Borsa teilt *einen unbekanntem zeitgenössischen deutschen Bericht über die Heirat des Königs Matthias und Beatrice* (Nr. 19) mit. Der Bericht Hanns Seyboldts blieb in

einem Kodex der Münchner Staatsbibliothek erhalten, der ausserdem auch zwei ungarische Chroniken enthält. Verfasser gibt eine knappe aber lichtvolle Charakteristik Seyboldts und teilt sodann seinen Bericht über die Trauungsfeierlichkeiten mit. Ein vielumstrittenes Thema ergreift Marie Guth in ihrer Studie über *Lenau in Ungarn* (Nr. 18). Verfasserin gibt zunächst eine Übersicht der bisherigen Forschungen über Lenaus Verhältnis zum ungarischen Boden, wobei sie namentlich auf den Standpunkt der ungarischen Literaturwissenschaft hinweist, und bespricht sodann in feinsinniger Weise die bisher erschienenen ungarischen Übersetzungen aus den Werken des Dichters.

Die gründlichen Arbeiten verdienen jede Anerkennung. Wir sehen den weiteren Heften der vielversprechenden Reihe mit grossem Interesse entgegen.

Die Frankfurter Zeitung über Madách. Gelegentlich der Uraufführung des grossen dramatischen Gedichtes von Emerich Madách im Städtischen Schauspielhaus zu Frankfurt a/M. würdigt die *Frankfurter Zeitung* (29. Dez. 1940.) das Werk des ungarischen Dichters eingehend: *Die Tragödie des Menschen* — so schreibt das Blatt — „ist die Schöpfung eines siebenunddreissigjährigen Mannes, der sie um 1860 schrieb, enttäuscht über das Fehlschlagen des ungarischen Freiheitskampfes und verbittert über die Untreue seiner Frau während seiner politischen Gefangenschaft. In der Einsamkeit seines Gutes an den Schätzen der Weltliteratur, an Philosophie und Wissenschaft Trost suchend, mochten ihm die Stimmen Europas in seiner stillen Stube wie das Brausen ferner Meeresflut in der Höhlung einer Muschel widertönen. Nichts Einzelnes, keine eindeutig vorbildhafte dramatische Idee war es, was seinen Geist befruchtete und anregte,

sondern eben der beunruhigende Zusammenklang dissonanter Stimmen, in deren Spannung er ein Echo der eigenen Inneren Zerrissenheit vernehmen mochte. *Hegels* absoluter Fortschritts-optimismus und Schopenhauers pessimistische Geschichtsverneinung klangen in diesem Chor nicht so unverträglich, wie es mitteleuropäischem Urteil damals noch scheinen musste; biologische und soziologische Theoreme verbanden sich ohne viel Widerstand in dem einschmelzend-konstruktiven Denken, das bei *Madách* eine stärkere Kraft ausmachte, als die assoziative dichterische Intuition. All dies zusammen gebar, befeuert durch ein lebhaftes Temperament, dessen Impuls man am ehesten spezifisch ungarisch ansehen möchte, den Entwurf dieses dramatischen Gedichts, einen Entwurf von un-leugbarer Kühnheit in dem Bemühen die Tragödie des Menschen, will sagen des Menschengeschlechtes im ganzen, in einem einzigen Stück greifbar zu verdichten. ... Eben dieses Absehen auf das genus humanum als Ganzes macht zugleich den wesenhaften Unterschied aus, der die *Tragödie des Menschen* vom *Faust* trennt — vom *Faust*, der, mag seine Spannweite von Himmel durch die Welt zur Hölle reichen, immer und auf jedem Punkte die Tragödie eines Menschen bleibt“.

Die Kölnische Zeitung über Bálint Hóman's grosses Geschichtswerk. In einem tiefgreifenden und ernstesten Aufsatz des Blattes (19. Jan. 1941.) würdigt Dr. L. Spohr eingehend das Werk Bálint Hóman's über die *Geschichte des ungarischen Mittelalters* (Bd. I. Berlin, 1940.). Wir heben aus dem umfangreichen Aufsatz Dr. Spohr's folgende Sätze hervor: „Hóman ist in Deutschland vor allem als Politiker bekannt, der seit zehn Jahren als Minister die kulturellen Belange seines Volkes zu pflegen und zu verwalten

hat. Als solcher hat er auch das deutsch-ungarische Kulturabkommen mit vorbereitet und unterzeichnet. Für Ungarn bedeutet Hóman aber auch den grossen Erzieher, der als Hochschulprofessor mit seinem Werk über die Geschichte des ungarischen Mittelalters in hohem Masse zur Hebung des nationalen Selbstvertrauens nach dem Weltkrieg beitrug. Und schliesslich muss ein Drittes an Hóman hervorgehoben werden: sein grosses Format als Forscher“.

Neue deutsche Werke in ungarischer Übersetzung. Die nationale Umstellung auf dem ungarischen Büchermarkte bringt naturgemäss auch ein gesteigertes Interesse für echtes deutsches Schrifttum mit sich. Vor kurzem gaben zwei Budapester Verlagsanstalten drei neue deutsche Werke in ungarischer Sprache heraus. Im Verlag *Athenaeum* erschien das Erstlingswerk Heinrich Zillichs, *Attilas Ende* und die *Poetik* von Richard Müller-Freienfels in kleinem Format. Zillichs Werk hat — wie wir hören — bereits guten Absatz gefunden, was bei dem Interesse des ungarischen Publikums für dichterisch gestaltete Geschichte leicht zu verstehen ist. Das Werk von Müller-Freienfels wurde besonders von ungarischen Philologenkreisen lebhaft begrüsst.

Im Verlag *Stádium* erschien das Meisterwerk Hans Friedrich Bluncks: *Die grosse Fahrt*. Der geschmackvoll ausgestattete Band ist in den Schaufenstern beinahe sämtlicher Budapester Buchhandlungen zu sehen, und obwohl der nordische Geist des Werkes ungarischer Denkart eigentlich ferne steht, wurde der Roman Bluncks doch mit liebevollem Verständnis aufgenommen. Der Erfolg und die gutgelungene Übersetzung der deutschen Werke erweckt die Hoffnung, dass wir bald auf das Erscheinen weiterer deutscher Dichtun-

gen rechnen dürfen, und dass dadurch die deutsch-ungarische kulturelle Zusammenarbeit auch im ungarischen Buchhandel wirksam gefördert wird.

Organe und Förderer der ungarischen Kultur in Deutschland.

Unter diesem Titel veröffentlicht der ungarische Lektor an der Universität Berlin Dr. Béla von Szent-Iványi in der ungarischen Zeitschrift *Láthatár* (März 1941) einen beachtenswerten Aufsatz, in dem er ausführlich über die Tätigkeit des Ungarischen Institutes an der Universität Berlin, der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Institutes an der Universität Berlin, der ungarischen Lektorate in München und Leipzig, der Collegia Hungarica in Berlin und Wien, des ungarischen Historischen Forschungsinstitutes und anderer Träger der deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen in Deutschland berichtet.

Siebenbürgen und sein Handwerk. Unter diesem Titel gab *das amtliche Organ der Internationalen Handwerkszentrale* in Rom in deutscher, italienischer und ungarischer Sprache ein Sonderheft heraus, das in mehreren tausend Exemplaren den europäischen Teilorganisationen der Zentrale zuging. Das schön ausgestattete, reich bebilderte Heft behandelt eingehend Handwerk, Kunst- und Hausgewerbe des rückgegliederten Siebenbürgens. Piero Gazzotti, Leiter des Faschistischen Nationalverbandes der Handwerker Italiens und Präsident der Internationalen Handwerkszentrale würdigt die *Freundschaft des italienisch-ungarischen Handwerks*. Prof. Aurel Hézser zieht in seiner Studie *Die geopolitische Bilanz des neuen Gebietszuwachses Ungarns*. Wilhelm Messik berichtet über *Die wirtschaftliche Unterstützung der Handwerkerschaft in den rückgegliederten siebenbürgischen und*

östlichen Teilen, Dr. Ákos von Gyulay über den Ausbau der Gewerbekorporationen in Siebenbürgen. Aufschlussreiche, lebendig geschriebene Aufsätze veröffentlichen in dem Heft Dr. Ladislaus von Dobsa über *Das Arbeitsprogramm der Landeszentrale der Gewerbekorporationen in Verbindung mit den ostungarischen und siebenbürgischen Landesteilen*, Johann Szablya über *Kunstgewerbe und Heimarbeit in Siebenbürgen*, Alexander Benkö über *Heimarbeit in Siebenbürgen* und Dr. Rudolf von Kovalóczy über *Das Handwerk in Siebenbürgen*.

Der deutsche Soldat. Unter diesem Titel veröffentlicht Stefan Vörös-vári einen Aufsatz in der Zeitung *Pesti Újság* (7. März 1941), in dem er die beispiellose Tapferkeit und Leistungsfähigkeit des deutschen Soldaten in warmen Worten würdigt.

Der erste japanische Staatsstipendiat in Ungarn. Die ungarische Tageszeitung *Pesti Hírlap* veröffentlicht (5. März 1941) ein Gespräch mit dem jungen japanischen Forscher Dr. Tokunaga Yasumoto, der als Austauschstudent an der Universität Budapest studiert und daselbst zugleich als Lektor der japanischen Sprache tätig ist. Von der japanischen Regierung nach Abschluss des japanisch-ungarischen Kulturabkommens nach Ungarn entsandt, lebte sich der junge Gelehrte so rasch in die ungarischen Verhältnisse ein, dass er die Landessprache bereits vorzüglich beherrscht und sich eingehend mit ungarischer Volkskunde, uraltaischer Sprachwissenschaft, vor allem aber mit den japanisch-ungarischen Kulturbeziehungen befasst. Dr. Tokunaga Yasumoto ist auch unermüdlich bestrebt, das ungarische Schrifttum seinen Landsleuten durch gute Übersetzungen zu erschliessen.

Die Ideenwelt E. G. Kolbenheyers. Unter diesem Titel liess der begabte junge Deutschlehrer Johann Kovács eine beachtenswerte Studie erscheinen (Szeged, 1940). Er versucht die Gedankenwelt Kolbenheyers möglichst sachlich, auf Grund seiner Werke zu erfassen. Nach einem kurzen Überblick der bisherigen Laufbahn des Dichters, in dem auch auf seine Beziehungen zu Ungarn Rücksicht genommen wird, wendet sich Verfasser dem dichterischen Werk zu, und untersucht die Hauptfragen, die von Kolbenheyer in seinen Werken gestellt werden. Von grosser Bedeutung sind für seine Helden Herkunft und Familie; sie sind Söhne und Erben eines Geschlechtes, das sie fortzupflanzen haben. Im Mittelpunkt der Gedankenwelt Kolbenheyers steht indessen das deutsche Volk und seine plasmatische Kapazität. Der von dem Dichter oft untersuchte Gegensatz von mediterraner und nordischer Geistigkeit ist nichts anderes, als der Gegensatz von Überlieferung und Fortschritt. Das deutsche Volk erreicht nach der Überzeugung des Dichters in der Mystik sein Jugendalter und strebt nach Freiheit. In der Darstellung des Ringenden kommt die Überzeugung des Dichters zum Ausdruck, dass das Volk stets von grossen Persönlichkeiten, „Schwellenmenschen“ geführt wird, die ihre neuen Ideen auf die Gemeinschaft übertragen. Das Ziel ist schliesslich für jeden Menschen das einheitliche Weltbild, dessen zwei Pole Gott und Mensch sind. Dieses Weltbild versucht der Mensch entweder in ein

System zu fassen, das jedoch der Freiheit entbehrt (mediterrane Ideenwelt) oder aber auf dem Wege einsamen Suchens zu gewinnen (deutsche Mystik). Solche Sucher sind auch die Menschen Kolbenheyers. Verfasser schliesst seine Ausführungen mit dem Satz, dass Kolbenheyer die Darstellung des deutschen metaphysischen Dranges vorschwebte, dass aber der letzte Vorwand seiner Dichtung das weder art- noch religionsgebundene ewig Menschliche sei.

Deutsche Puppenspiele in Ungarn. Den Weg des deutschen Puppenspiels in Ungarn behandelt die fleissige Arbeit von Elinor Hlaváts, die in den *Forschungen zur deutschen Volkskunde* hg. von E. Schwartz (Budapest, 1940) erschien. Nach einer Auseinandersetzung über Begriff und Gattungen des Puppenspiels, sowie einem lehrreichen Überblick der Entwicklung dieser Spiele in Mittelalter und Neuzeit, behandelt Verfasserin die historischen Belege über die Puppenspiele in Ungarn, das Puppenspiel der wandernden Komödianten, das Puppenspiel über Hanswurst und Faust, besonders aber die Tätigkeit der Puppenspielerfamilie Hincz. Schliesslich veröffentlicht Verfasserin mehrere Puppenspieltex-te von Hincz, Dubsky und Frau Glasenapp. Besondere Anerkennung verdient die sichere Stoffbeherrschung der Verfasserin, sowie die Sorgfalt, mit der sie den Geschicken der Puppenspielerfamilie Hincz nachgeht.

Graf Paul Teleki † Von <i>Andreas von Tasnádi Nagy</i> (mit Bildnis)	257
Neue ungarische Dichtung. Geist und Stil. Von <i>Lorenz Szabó</i> (mit 4 Bildnissen)	261
Gedichte von <i>Josef Erdélyi, Gyula Illyés, Attila József</i> und <i>Lorenz Szabó</i> , übersetzt von Friedrich Lám, Tibor von Podmaniczky und Elsa Reitter Podhradzsky	274
Friedrich List in Ungarn. Von <i>Gottfried Fittbogen</i>	279
Ein ungarischer Plan des osteuropäischen Kanalsystems. Von <i>Alexander Borotvás-Nagy</i> (mit Bildnis und Karte)	284
Der Entwurf des ungarischen Privatrechtsgesetzbuches. Deutsche Ausgabe. Von <i>vitéz Erich Mátyásfalvy</i>	291
Ein vergessener Wiener Musiker in Siebenbürgen. Von <i>Stefan Lakatos</i> (mit Bildnis)	300
Das Minderheiteninstitut der Universität Fünfkirchen (Pécs). Von <i>Emerich Bédi</i>	304
Wellengrab. Erzählung von <i>Josef Nyirő</i>	309
Ungarischer Photokünstler in Japan (mit 5 Bildern)	312

Rundschau

Schicksalsgemeinschaft der Tat. — Ungarn, die Sportnation des Südostens. — Jedermann versteht in Ungarn Deutsch. — Deutschland und Ungarn. — Jahrbuch des Museums der Bildenden Künste in Budapest. — Neue Arbeiten aus dem Deutschen Institut der Universität Fünfkirchen (Pécs). — Die Frankfurter Zeitung über Madách. — Die Kölnische Zeitung über Bálint Hórnans grosses Geschichtswerk. — Neue deutsche Werke in ungarischer Übersetzung. — Organe und Förderer der ungarischen Kultur in Deutschland. — Siebenbürgen und sein Handwerk. — Der deutsche Soldat. — Der erste japanische Staatsstipendiat in Ungarn. — Die Ideenwelt E. G. Kolbenheyers. — Deutsche Puppenspiele in Ungarn.	313
--	-----

MITARBEITER DIESES HEFTES:

Andreas von Tasnádi Nagy, kön. ung. Justizminister a. D., kön. ung. Geheimrat, Präsident des Abgeordnetenhauses, Präsident der Ungarisch—Deutschen Gesellschaft.
Lorenz Szabó, Dichter und Schriftleiter. Vorzüglicher Übersetzer von Werken Goethes, Hölderlins, St. Georges, H. Johsts u. a. m.

Dr. *Gottfried Fittbogen*, Historiker und Publizist, Berlin.

Dr. *Alexander Borotvás-Nagy*, Privatdozent an der Technischen und Wirtschaftswissenschaftlichen Universität in Budapest.

Dr. *vitéz Erich Mátyásfalvy*, kön. ung. Gerichtssekretär.

Stefan Lakatos, Musikhistoriker, Klausenburg.

Dr. *Emerich Bédi*, Assistent an der Universität in Fünfkirchen.

UNSERE DICHTER :

Josef Erdélyi, volksverbundener Lyriker der Nachkriegszeit.

Gyula Illyés, Dichter und Schriftsteller; Mitherausgeber der Zeitschrift „Nyugat“.

Attila József (1905—37), Lyriker der völkisch-nationalen Richtung.

Josef Nyirő, siebenbürgischer Erzähler und Dramatiker. Deutsch erschienene Erzählungsbände: „Mein Volk“ (Hans Hugo Verlag), „Die Schneeberge“, „Der Uz“, „Die Totenfähle“ (P. Zsolnay).

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

NYILASZTALYA

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—

2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—

3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—

4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 P 1.—

5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 P 1.—

